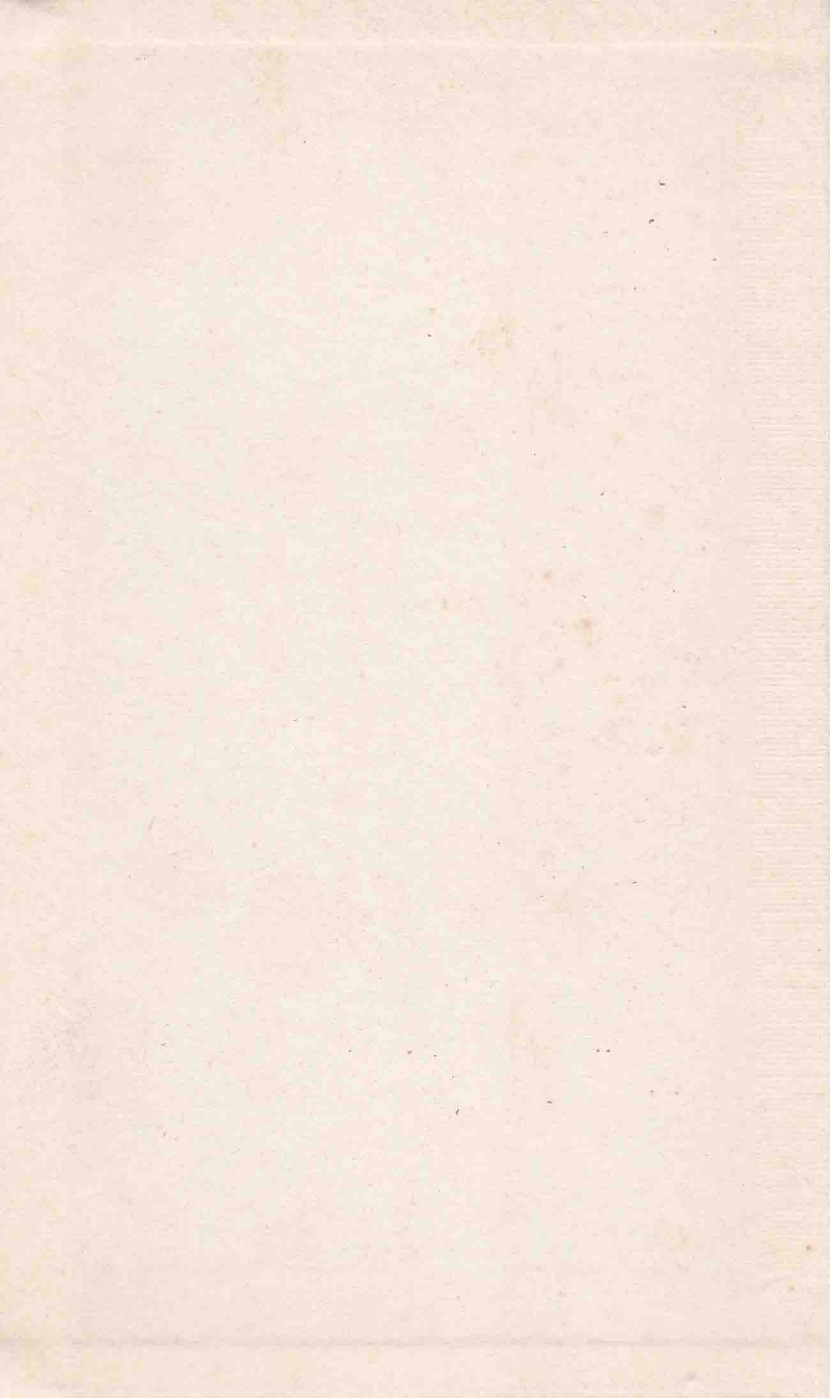
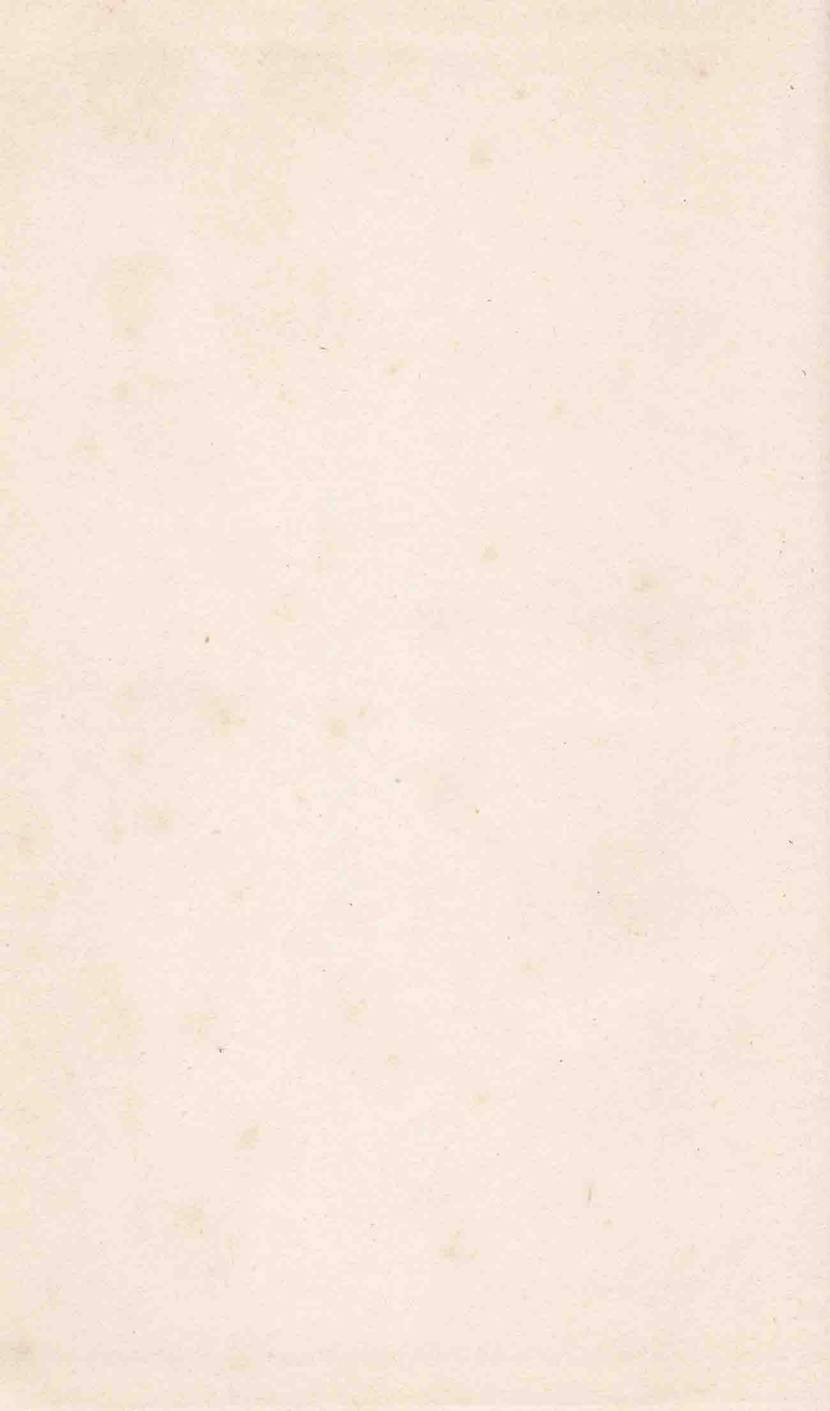

Germanisches
Leben



M2·85

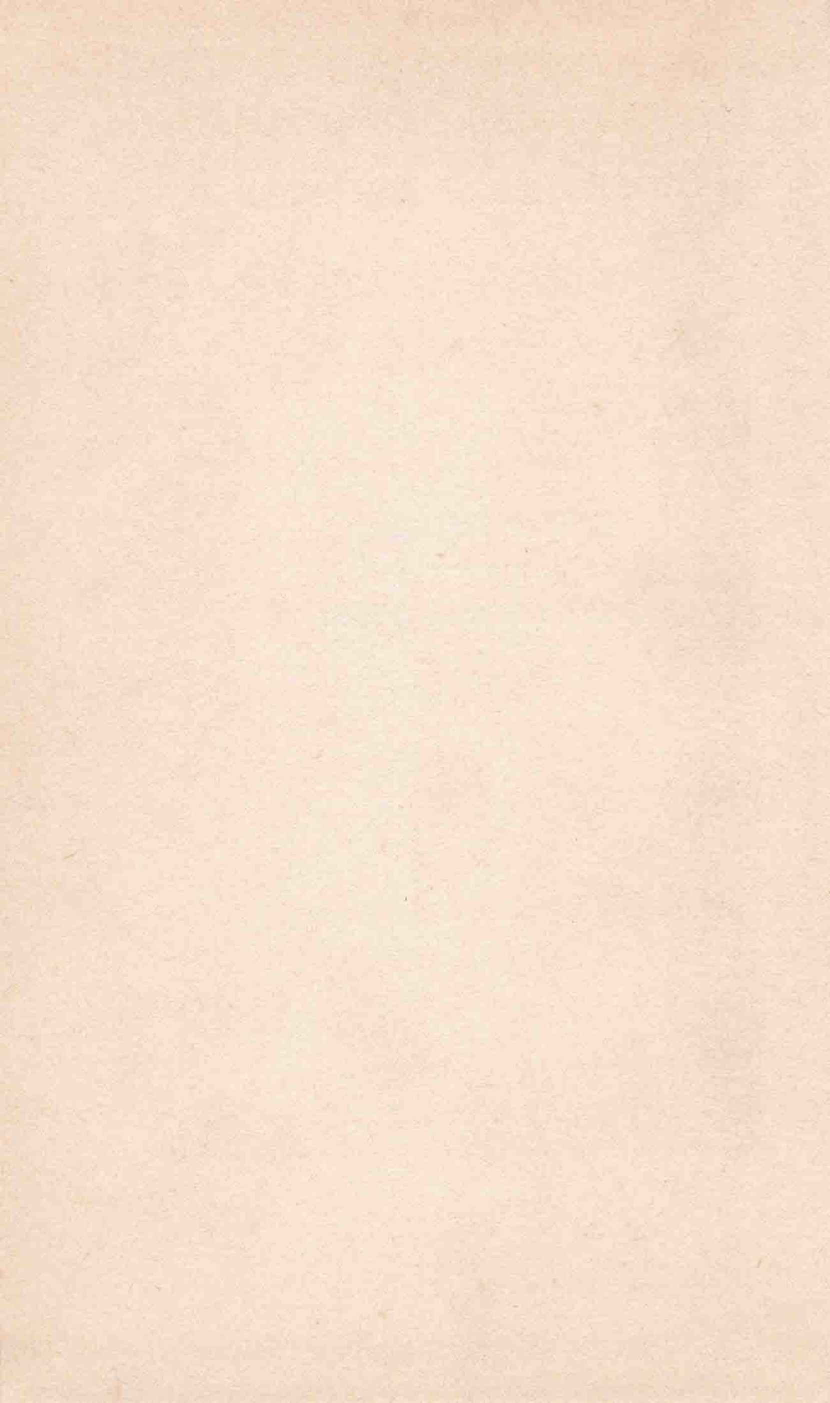
265

M2·85



Heinar Schilling

Germanisches Leben





Germanisches Leben

Von

Heinar Schilling

Koehler & Amelang
Leipzig

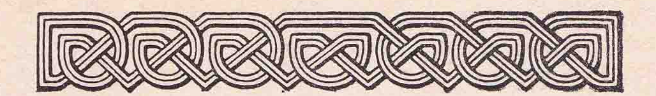
Dezember 1935, Januar und März 1936

H. S. 71

2. Auflage. 6.–10. Tausend

Printed in Germany. Druck der Offizin Haag-Drugulin

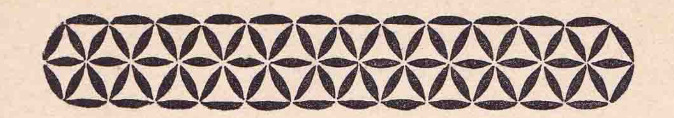
in Leipzig



Inhalt

1. Vorgeschichte

2. Kultur



Vorwort

An guten Büchern über die germanische Kultur mangelt es uns wirklich nicht. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ist dem wieder erwachten Interesse für die Welt unsrer Ahnen Genüge getan und über die Einrichtungen, Sitten, Anschauungen und das tägliche Leben unsrer Vorfahren in früh- und vorgeschichtlicher Zeit in den letzten Jahren von berufener und noch mehr von unberufener Seite fast zuviel geschrieben worden.

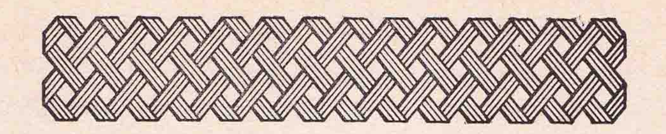
Daher bedarf das vorliegende Büchlein einer gewissen Rechtfertigung. Dem Verfasser, der seit 1923 ausschließlich mit germanischer Vor- und Frühgeschichte beschäftigt ist, und namentlich in dem 1925/29 erschienenen „Königslied" das heldische Weltbild der Vorzeit dem heutigen Empfinden näherzubringen unternommen hatte, mußte es als ein peinlicher Mangel des neueren Schrifttums erscheinen, daß so viele Bücher über germanisches Leben für den Laien unlesbar sind. Von Wissenschaftlern und in erster

Linie für Wissenschaftler geschrieben, entsprechen diese an sich verdienstvollen Werke leider meist nicht den nötigen Anforderungen in bezug auf Anschaulichkeit und Gestaltung. Daher langweilen sie, und erreichen so genau das Gegenteil dessen, was unsrer Zeit und dem neuen Staate not tut. Denn eine der vornehmsten Aufgaben von heute ist es, wirkliche Kenntnisse über die Welt unsrer Ahnen in breiteste Volkskreise zu tragen, — und dazu taugen weder dickleibige und teure Folianten, noch trockene, unlebendige Aufsätze.

Daher begrüßte es der Verfasser außerordentlich, als ihm im Dezember 1935 der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, im offiziellen Organ der SS, „Das Schwarze Korps", eine Artikelserie über „Germanisches Leben" zu veröffentlichen. Hier war die seltene Gelegenheit gegeben, wirklich zu Hunderttausenden zu sprechen, und die beifällige Aufnahme, die die inzwischen erschienenen Einzelaufsätze gefunden haben, rechtfertigt deren erweitertes Erscheinen als Buch, welches die übrigen im gleichen Verlag erschienenen Werke des Verfassers, „Germanische Geschichte", „Germanische Urgeschichte", „Germanische Führerköpfe" und „Germanische Frauen" in bezug auf die Kultur und das tägliche Leben sinngemäß ergänzt und zu einem Ganzen abrundet.

Berlin, 8. April 1936

Heinar Schilling



Was bedeutet „Steinzeit“

Das Morgendämmern der Geschichte — die Epoche des größten menschlichen Kulturfortschritts

Den meisten Zeitgenossen läuft, wenn sie das Wort Steinzeit hören, ein Schauer über den Rücken. Grausige Vorstellungen von feuchten, verrauchten Höhlen drängen sich ihnen auf, und es fehlt nicht viel, daß sie glauben, wilde, fellbekleidete und halbtierische Vormenschen hätten da ums Feuer gehockt und ihre Jagdbeute am liebsten roh verzehrt. Dies schaurige Bild paßt höchstens auf die allerfrühsten uns bekanntgewordenen Stufen der Menschheitsentwicklung, aber wie wenige wissen, daß wir in unsrer Vorfahrenreihe um mindestens 100000 Jahre zurückgehen müssen, um solche Zustände vorzufinden. Nur in den frühesten Abschnitten der Altsteinzeit, in denen die ersten Menschen den Gebrauch des Feuers lernten, gab es wirklich eine so kümmerliche Zivilisation. Dagegen hat die Jungsteinzeit

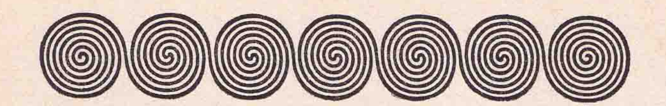
eine solche Kulturfülle entfaltet, daß wir staunend erkennen müssen, daß uns Menschen der Stahlzeit in der Art und Weise der Lebensführung, namentlich in bezug auf das großstadtferne Dasein unsrer Bauern und Fischer, weit mehr mit unsern Vorfahren in der Steinzeit verbindet, als man gemeinhin annimmt.

Wie oft vergessen wir, daß die Pyramiden Ägyptens in der Steinzeit errichtet wurden, und daß lange, bevor diese stolzen Grabbauten entstanden, die Urform aller dieser Stätten der Totenehrung in der nordischen Heimat unsrer Vorfahren, im Kerngebiet der arischen Rasse, also in Norddeutschland und Südskandinavien, entstand. Hier, in der alten Völkerwiege der Vorzeit, hat die Kunst, den Feuerstein zu spellen, eine anderswo nie erreichte Höhe der Vollendung gefunden. Gewiß waren Stücke wie der Opferdolch von Hindsgavl (Fünen) nicht für den täglichen Gebrauch bestimmt, aber zeigt nicht auch die edle Form der für das 24. Jahrhundert vor Zeitwende typischen Urne, oder aber die seeländische Streitaxt mit ihrer wohlabgewogenen Linienführung die stolze Höhe der arteigenen, nur auf sich selbst gestellten nordischen Hochkultur auch in den Gegenständen des täglichen Bedarfs?

Die Zeit, die solche Erzeugnisse schuf, war erfüllt von großen Völkerbewegungen, die fast ohne Un-

terbrechung aneinanderschlossen. Von der Mitte des 5. Jahrtausends vor Zeitwende an, also seit dem Beginn der Jungsteinzeit, sandte die Heimat aller arischen Völker eine Unzahl Sendlingsvölker in die Welt, die berufen waren, die heimische Kultur über die ganze Erde zu tragen. Freilich vergingen viele Jahrhunderte, bis alle unsre indogermanischen Brudervölker ihr jetziges Siedlungsgebiet erreichten, bis insbesondere die weitgewandertsten von ihnen, die Inder, Iranier, Griechen und Italiker, aus ihrer deutschen Urheimat in ihre heutigen Sitze gelangten. Aber die Ursache all dieser geschichtlichen Vorgänge gehört noch dem Zeitraume des Steins an, – und wir können genau verfolgen, auf welchem Wege die Sendlinge nordischer Art die Hochkultur unsrer eignen Ahnen in die Ferne trugen, um sie dort, je nach den Einflüssen der Umgebung, zu den uns bekannten klassischen Kulturen abzuwandeln. Die Heimat all dieser Völker aber beharrte bei der althergebrachten, durch die Landschaft bedingten Bauern- und Fischerkultur, die dem später germanischen Kerngebiet der nordischen Rasse bis in unsre Tage den in seiner Strenge und edlen Einfachheit eigentümlich herb anmutenden Formenschatz der Urzeit bewahrte. So kam es, daß zum Beispiel das nordische Haus in der bereits zur Steinzeit ausgebildeten Form zähe bis heute bewahrt wurde, und daß der Pflug der steinzeitlichen Getreidebauern über drei Jahrtau-

sende seine alte Form behielt. Ähnlich erging es den meisten Geräten in Haus und Hof, so daß wir sagen können, daß ein heutiger niedersächsischer Bauer, oder aber ein friesischer Fischer, träte er in das Haus eines seiner vor mehr als 4000 Jahren lebenden Vorfahren, beim Niedersitzen am gleichen Herde sich kaum weniger zu Hause fühlen würde, als in seinem eigenen Heim. Mit Staunen sehen wir, daß hundert Generationen wohl den Werkstoff des täglichen Geräts, nicht aber den Geist und das Blut ändern können, – daß unsre zäh am Althergebrachten hängende Rasse noch heute mit Treue und Liebe bewahrt, was einst die Ahnen im Morgendämmern der Geschichte schufen.



Steinerne Heiligtümer

Die Hünengräber als Denkmäler nordischen Ahnenkultes

Der einsame Wanderer, der zwischen Kiefern und Wacholder, im norddeutschen Flachland, plötzlich den ungefügen Vorzeitzeugen gegenüber steht, – der mit ehrfürchtigem Bewundern die riesigen Granitfindlinge anstaunt, aus denen die Grabkammern der mittleren Abschnitte der Jungsteinzeit erbaut sind, fühlt wohl instinktiv das Großartige dieser Denkmäler, – wird aber in den meisten Fällen sich nicht darüber Rechenschaft ablegen, daß es seine eignen Ahnen waren, die diese kunstvollen Gräber errichteten. Und doch meinten gerade die Menschen des 4. und 3. Jahrtausends vor Zeitwende, als sie diese damals umwälzende Neuerung zum Zwecke der Bestattung ihrer Führer erdachten, eine unausdenkbar späte Zukunft, wenn sie so sorglich und geschickt die viele Dutzend Zentner schweren Blöcke

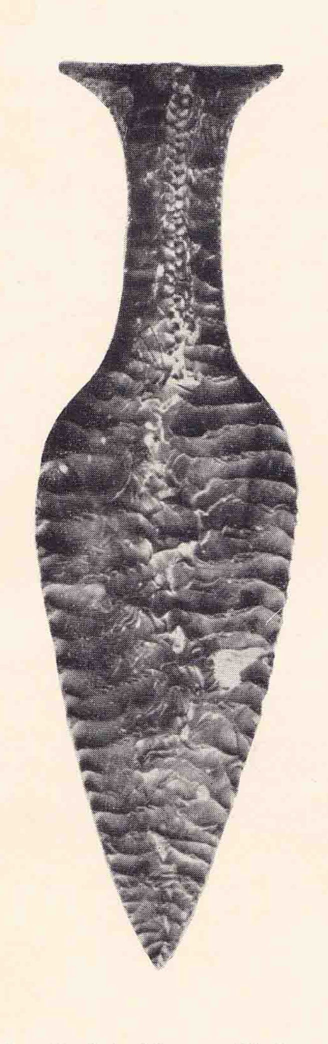
meisterten, – in alle Ewigkeit, so träumten sie, soll-
ten die Totenhäuser ihrer Fürsten dauern, um spä-
ten Enkeln Kunde zu geben von grauer Vorzeit und
von großen Ahnen. Die ewige Kette, die von Jahr-
tausend zu Jahrtausend das immer gleiche Blut der
nordischen Führerschicht von Vätern zu Söhnen
weitergibt, fand in diesen urzeitlichen Familien-
grüften, — denn nichts anderes sind die großen
Megalithbauten, — ihren sinnbildlich stärksten Aus-
druck: aus der Landschaft geboren, aus dem von
der Natur dargebotenen Material mit riesigem Auf-
wand von Menschenkraft geschaffen, sind diese
Ewigkeitsmale bestimmt, ungezählte Jahrtausende
zu überdauern und Kunde zu geben vom Morgen-
dämmern der Geschichte, da zuerst führerische Ge-
schlechter Völker zu formen und zu leiten unter-
nahmen.

Deutschland ist nicht die Urheimat der großen
Steingräber. Vielmehr strahlten die fünf verschiede-
nen Baustile, die man bei den Megalithbauten un-
terscheiden kann, in zeitlich rasch aneinanderanschlie-
ßenden Perioden von einer kulturellen und völki-
schen Mitte aus, deren Zentrum in Mitteljütland
und auf den dänischen Inseln lag. Dort, und nur
dort beherrschen noch heute diese gewaltigen Bau-
ten sozusagen das ganze Gesicht der Landschaft,
denn dort liegen sie nicht wie bei uns fern von Dorf
und Straße, in meist einödhafter Abgeschiedenheit,

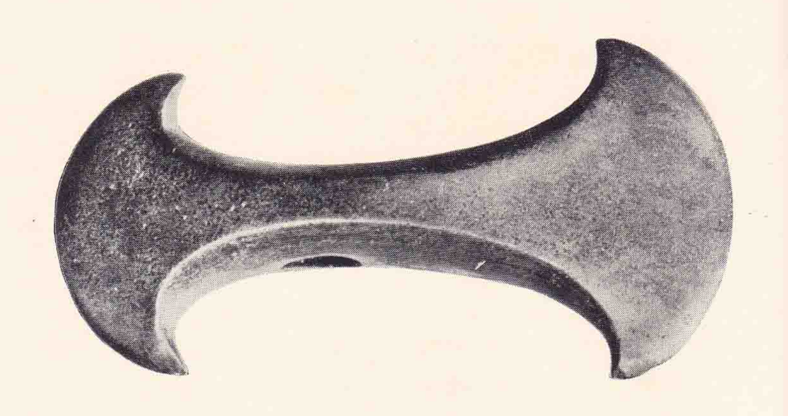
sondern überziehen wie ein dichtes Netz das ganze fruchtbare Land. Sie grüßen fast von jeder bedeutenderen Höhe herab, und jeder alte Herrenhof pflegt noch jetzt mit Stolz und Ehrfurcht den Riesenhügel in nächster Nähe der Häuser, in dem einst die ersten Bebauer dieser Felder zur letzten Ruhe gingen. Hier steht deutlicher als in anderen Landstrichen der unmittelbare blutmäßige Anschluß der jetzigen Bevölkerung an das Volk der Megalithleute einwandfrei fest, und es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die Erbauer der Großsteingräber die Ahnen der Nordgermanen, wahrscheinlich überhaupt aller Germanen, gewesen sind. Freilich erhielt dieses Urvolk der nordischen Mitte gegen Ende der Steinzeit noch einen weiteren, von Nord- und Mitteldeutschland ausgehenden Bluteinschlag, der es kulturell stark beeinflußte und erst recht eigentlich zum germanischen Volke machte.

Ist also Heimat und völkischer Mittelpunkt der nordischen Megalithkultur unser nördliches Nachbarland Dänemark, so zeigt auch die Verbreitung der herrlichen Bauten ganz deutlich, wie weit sich in Urzeiten der Einfluß und die Kulturausstrahlung, die selbstverständlich auch einen Zustrom nordischer Menschen bedeutete, im Norden Deutschlands erstreckte. Das deutsche Gebiet der Großsteingräber deckt sich auffällig mit demjenigen, wo heute der blonde und blauäugige nordische Typus vorherrscht,

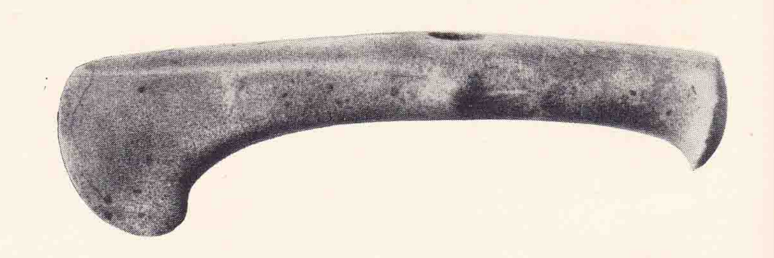
also mit denjenigen Landesteilen, die wir als nahezu reinrassig germanisch auffassen können. Schleswig-Holstein und Niedersachsen, Friesland und Teile Mecklenburgs waren also bereits in den mittleren Abschnitten der jüngeren Steinzeit von den Trägern der Megalithkultur besiegelt, und deren Nachfahren haben, wenn sie mit frommer Scheu die uralten Heiligtümer pflegen, das stolze Bewußtsein, in den Hünengräbern Zeugen einer über 5000 Jahre alten ununterbrochenen Tradition zu bewahren. Denn genau wie in Dänemark ist im Volke das Bewußtsein, daß es sich bei den großen Steinen um heilige Bauten der Urzeit handele, nie ganz erstorben, und trotz des Eifers der mittelalterlichen Kirche wurde noch manche heimliche Gabe für die alten Götter dort niedergelegt. Unsrer Zeit ist vorbehalten, das grausige Vernichtungswerk, das die Interesselosigkeit und die Gewinnsucht des letztvergangenen Jahrhunderts zuwege brachte, indem über zwei Drittel aller Großsteingräber für Straßenbau und sonstige profane Zwecke zerschlagen wurden, aufzuhalten, und durch Denkmalsschutz, wie ihn Dänemark schon vor einem Jahrhundert einführte, dafür zu sorgen, daß auch unsre spätesten Enkel an den ehrwürdigen Gräbern der Ahnen ihre Andacht verrichten können.



Der Steindolch von Hindsgavl



Seeländische Streitaxt



Jütländische Streitaxt

Ahnenkult – der ältesteVäterglaube

Die Religion unsrer Vorfahren in der Zeit der großen Steingräber

Es ist eine der vornehmsten Aufgaben der Vorgeschichtswissenschaft, nicht nur die materielle Kultur der verschiedenen Entwicklungsstufen unsrer Vorfahrenreihe zu erschließen, sondern vor allem uns auch Kenntnisse zu vermitteln von den geistigen Vorstellungen, in denen unsre Ahnen lebten. Da selbstverständlich die schriftlichen Zeugnisse in frühere vorgeschichtliche Perioden nur in seltensten Ausnahmefällen hinaufreichen, lassen sich Gewißheiten über irgendwelches seelische Verhalten nur dann gewinnen, wenn materielle Reste bleibendes Zeugnis ablegen von Bräuchen, die zwingende Schlüsse auf die ihnen zugrundeliegenden Denkvorgänge zulassen. Dies ist in erster Linie hinsichtlich der Begräbnissitten möglich, weil aus der Art und Weise, wie man die Toten bestattete, sich Rückschlüsse ziehen lassen auf die Glaubensvorstellungen,

die man damals vom Leben nach dem Tode hatte. Da nun die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Individuums, also der Ewigkeitsglauben, die zentrale Stellung im religiösen Erlebnis hatte, lassen sich unschwer eine ganze Menge weitere Schlüsse ziehen, so daß wir ein sehr aufschlußreiches Bild vom Glaubensleben unsrer Ahnen erhalten.

Die großen Steingräber sind die Zeugen eines ungeheuren Kulturfortschrittes im Norden. Das Volk, das sie erbaute, hatte den großen Schritt vom Jäger- und Sammlerdasein zum wahrhaften Kulturvolk bereits hinter sich. Denn die Leute, die die Megalithgräber erbauten, waren bereits zu sehr vorgeschrittenen Staatsformen entwickelte Ackerbauer, und gerade die Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des fünften Jahrtausends vor Zeitwende starke Herrschergeschlechter in den einzelnen Gauen des Nordens die Führung übernommen hatten, war der Anlaß gewesen zur Errichtung jener gewaltigen Grabbauten. Denn solche riesigen Steinmale konnten nur erbaut werden durch einmütige Zusammenwirkung erheblicher Volksmassen, und da die großen Steingräber stets und ausnahmslos der Totenehrung eines einzigen Geschlechtes dienten, sind sie der Beweis dafür, daß damals die Entwicklung der Gaukönigtümer als der Keimzellen des späteren germanischen Verfassungswesens bereits abgeschlossen gewesen sein muß.

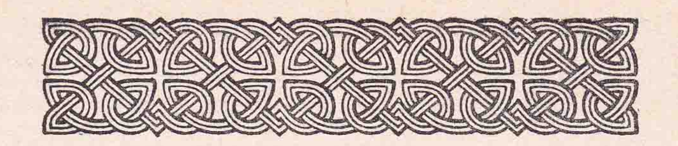
Was nun erzählen die Gräber selbst von den Sitten und Gebräuchen, vor allem von dem Glauben unsrer Vorfahren? Man hat eine Menge Großsteingräber geöffnet, die seit der letzten darin vorgenommenen Bestattung kein Mensch mehr betreten hatte. Man kennt daher genau nicht nur die Zeremonien, die bei der eigentlichen Beisetzung vorgenommen wurden, sondern auch diejenigen Sitten der Totenehrung, die später als Opfer für die Seele des Verblichenen stattfanden und ein beredtes Zeugnis ablegen davon, wie man sich das Fortleben der Seele vorstellte. Stets nämlich wurden zunächst die Toten der Führergeschlechter ohne jeden Sarg langausgestreckt auf dem steingepflasterten Boden ihrer Steinhäuser gebettet, umgeben von all den Dingen, von denen man annahm, daß sie ihnen im Jenseits von Nutzen sein könnten. Niemals also fehlten dem Mann die Waffen, der Frau das häusliche Gerät, woraus hervorgeht, daß man daran glaubte, das Leben würde in einer anderen Welt ganz in der Art des diesseitigen weitergehen. Daß man sich den Weg dorthin weit und beschwerlich vorstellte, davon kündet die reichliche Zehrung in Krügen und Schüsseln, die man stets neben die Toten stellte.

Die eigentliche Bestattung war aber nicht der wesentlichste Teil der Fürsorge für den Toten der Großsteingräberzeit. Nach Ablauf einer gewissen Zeit, während welcher, wie wir aus späterem

Brauchtum wissen, man sich die Seele des Abgeschiedenen die gewohnten Stätten seines Lebens umschwebend dachte, begannen die Hinterbliebenen, durch Darbringung gewisser Gaben für die Ruhe der Toten zu sorgen. Man entzündete im Grabe selbst Opferfeuer zu Ehren des toten Ahnen, die offenbar zugleich dessen Behausung erwärmen und wohnlich machen sollten, sowie außerdem dazu dienten, ihm sowohl Fleischstücke wie pflanzliche Kost durch Verbrennung zu übermitteln. Der Unterschied dieser Darreichungsart gegenüber der beim eigentlichen Begräbnis angewendeten leuchtet ohne weiteres ein: nachdem die Leiche selbst zerfallen war, konnte man ihr nicht gut reale Nahrungsmittel anbieten und wählte daher diesen Weg, um die Gaben zu entmaterialisieren. Erfolgte später eine zweite Bestattung, so hörte, wie der Augenschein zeigt, der Totendienst für die früheren Vorfahren auf. Denn häufig liegt der zweite Tote genau an derselben Stelle, wo bislang dem ersten Opferfeuer entzündet wurden. So fuhr man fort, bis schließlich das ganze Grab mit Leichen gefüllt war. Mitunter freilich scheute man sich nicht, die Gebeine aller älteren Ahnen in eine Ecke zusammenzufegen, um Platz für neue Bestattungen zu schaffen, aber die verhältnismäßige Seltenheit dieser überraschenden Pietätlosigkeit läßt darauf schließen, daß in solchen Fällen es nicht Nachkommen waren, die für neue

Begräbnisse Raum suchten, sondern ein neues Geschlecht, das das alte Grabhaus übernahm. Denn in vielen anderen Fällen überdeckte man, wenn die ursprüngliche steingepflasterte Fläche mit Gebeinen erfüllt war, den ganzen Estrich sorgfältig mit einer Lehmschicht, über die man eine neue Steinplattenschicht legte, auf der nun abermals Bestattungen erfolgten. Oftmals verfuhr man mehrmals hintereinander auf diese Weise, bis schließlich der ganze Grabraum erfüllt war.

Was ergibt sich nun aus diesen Grabbräuchen der Großsteingräberzeit? Unsere Ahnen glaubten an ein Fortleben nach dem Tode in einer anderen Welt. Sie wußten sich ihren Vorfahren, denen sie dauernd Gaben darbrachten, durch immaterielle Bande verbunden. Die Vermutung liegt nahe, daß sie ähnlich wie die Chinesen sich das Fortleben nach dem Tode davon abhängig dachten, daß traditionstreue Nachfahren der verstorbenen Ahnen mit Liebe gedachten. Ist diese Annahme richtig, so wäre eine innige Verbundenheit jedes Einzelnen mit der Überwelt die notwendige Folge gewesen — und mit Staunen sehen wir Heutigen, mit welch tiefer Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des Werdens und Wachsens bereits unsere frühesten Vorfahren dafür sorgten, die Bande des Blutes heilig zu halten und ihrer frommen Verehrung für das Band, das auch sie mit der Ewigkeit verknüpfte, einen für alle Zeiten gültigen Ausdruck zu geben.



Ein Krieg der Götter

Die Entstehung der germanischen Religion

Manche mythischen Züge des heiligen Buches unsrer Ahnen, der Edda, tragen uraltes Gepräge und verraten, daß sie viele Jahrhunderte vor der Niederschrift der eddischen Gesänge bereits bildmäßig geformt und festgelegt gewesen sein müssen. Wie auf manchen plastischen Darstellungen der frühen Völkerwanderungszeit, so tauchen sogar schon auf den berühmten nordischen Felsbildern der Bronzezeit einzelne Figuren und Szenen auf, die sich mühelos aus eddischen Vorstellungen erklären lassen, und so Zeugnis ablegen, daß die germanische Religion, die im Norden besonders treu bewahrt wurde, ihre Götterwelt und ihre Symbole durchaus nicht südlichen Vorstellungskreisen entlehnt hat, wie eine „vorurteilslose" Wissenschaft unter dem Druck des klassisch-humanistischen Bildungsideals noch vor we-

nigen Jahrzehnten lehrte. Vielmehr wissen wir heute, daß zwar nicht die Spätformungen des nordischen Mythus, die die Wikingszeit schuf, aber die Grundlagen des nordisch-germanischen Götterhimmels in eine ferne Urzeit zurückreichen, da noch alle Germanen, also auch unsere eignen Ahnen, in Skandinavien und Norddeutschland als einheitliches Urvolk siedelten.

Seit diese Auffassung sich Bahn gebrochen hat, gewinnen die durch ihr urtümliches Gepräge sich aus dem übrigen Sagenstoff heraushebenden Berichte von der Urzeit der Götter eine ganz neue Bedeutung. Wir wissen, daß die Germanen allzeit sich der liedmäßigen Sagenform bedienten, um große Ereignisse der Vergangenheit vor Vergessenheit zu bewahren. Das Heldenlied war sozusagen die ihnen gemäße Form der Geschichtsschreibung, und eine Menge historischer Ereignisse hat die Sagenforschung durch vorsichtige Auswertung dieser Quellenkomplexe sicherzustellen gewußt. Ein besonders interessantes Musterbeispiel, wie weit die Rückerinnerung an vergangene Zeiten reichen kann, bietet nun der Mythus vom Götterkrieg, den eine höchst bedeutsame und kühne Theorie als einen späten Nachklang eines Ereignisses auffaßt, das in der Steinzeit stattgefunden haben muß.

Politik in der Steinzeit? wird der Spießer fragen und bedenklich den Kopf schütteln. Ja wirklich, —

wir wagen es, den unwahrscheinlich weiten Sprung zu tun und durch das Sagenbild Ereignisse zu beweisen, die allerdings durch Bodenfunde und die Methodik der Vorgeschichtsforschung genügend klargestellt sind, um höchst wahrscheinlich zu sein. Wir wissen mit unumstößlicher Sicherheit, daß zu Beginn der Ganggräberzeit ein zahlenmäßig verhältnismäßig schwaches, aber kulturell und demgemäß auch politisch außerordentlich regsames kleines Volk von Mitteldeutschland, und zwar von Thüringen aus, in das alte Kerngebiet der Erbauer der Großsteingräber eindrang und sich im Verlauf weniger Jahrhunderte völlig mit dem nordischen Urvolk vermischte. Diese nach Lage der Sache nicht anders als kriegerisch zu denkende „Invasion" ist völlig einzig dastehend in der nordischen Geschichte: Niemals in all den übrigen fünfzig Jahrhunderten, die wir überblicken, hat ein anderes Fremdvolk den nordischen Boden betreten. Die Thüringer, oder die „Einzelgrableute", wie man sie besser nennt, sind die einzigen gewesen, die jemals in das Kerngebiet der Megalithleute vorstießen, und mit ihnen zu den Ahnen der späteren Germanen verwuchsen.

Was folgt nun aus diesem durch die Bodenfunde erschlossenen Sachverhalt? Durchmustern wir das älteste Sagengut der Germanen, so finden wir nur ein einziges Zeugnis, das einen derartigen Vorgang beschreibt. Und beim Vergleich der aus den Fund-

tatsachen sich ergebenden Vorgänge mit dem Bericht, den die Sage gibt, zeigt sich zugleich die geradezu erschütternde Gewißheit, daß die Erzählung vom Vanenkrieg nichts anderes ist, als der dichterische Niederschlag jener Geschehnisse, die der Entstehung des einheitlichen Germanenvolkes vorausgingen. Denn alle Einzelzüge des Sagenberichtes, abgesehen natürlich von der Versetzung des ganzen Vorgangs in den Götterhimmel, passen aufs genaueste zu dem Bild, das sich ergibt, wenn wir überlegen, wie etwa in Wirklichkeit die Verschmelzung der Eindringlinge mit dem Großsteingräbervolk stattgefunden haben könnte.

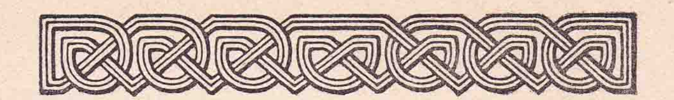
Die Sage erzählt uns verhältnismäßig wenig Einzelheiten vom eigentlichen Kriegsverlauf. Nur ein einziger Zug ist bezeichnenderweise mit Treue erhalten: Die eindrucksvolle Szene, wie Odin, also der Kriegsgott selbst, den todweihenden Speer über den feindlichen Schlachtkeil wirft und dadurch die Gegner dem Untergange weiht.

Gleichwohl waren die Asen, also die Götter der nordischen Stämme, im Kampf gegen die Vanen nicht siegreich. „Streitkundige Vanen stampften das Feld", — berichtet die Edda, und schliesslich bezwangen die Eindringlinge sogar die Hauptburg der Asen. Selbstverständlich stellen im Sagenbericht die Götterheere nur Vertreter der beiden kämpfenden Völker dar, und so ist es ungeheuer aufschlußreich, daß in

den beiden uns überkommenen, übrigens sich in manchen Punkten erheblich widersprechenden Berichten die Hauptsache am ganzen Krieg der mit reichen Einzelheiten ausgeschmückte Friedensschluß ist. Wir erfahren, daß die Asen hierbei vorteilhafter abschnitten, denn die Vanen mußten sich gefallen lassen, einen Asen zum Häuptling gesetzt zu bekommen. Allerdings mußten auch die Asen Zugeständnisse machen: Einige Vanen, die als Geiseln in ihren Kreis eintraten, erhielten völlig die gleiche Stellung wie Odin und seine Söhne, und zwei „Vanenkinder", nämlich Freyr und Freya, wurden geradezu zu späteren Hauptgöttern der Germanen.

Was geht nun mit Sicherheit aus dem Sagenbericht hervor? Die Eindringlinge, also die Vanen, ertrotzten ihre Anerkennung zwar nicht als gleichberechtigte, aber doch immerhin als an der Herrschaft beteiligten Macht. Ihre Götter wurden fortan im Norden anerkannt und verehrt, und das Ringen der beiden Völker um die Anerkennung ihrer Religion endete mit einem friedlichen Ausgleich. Welche Bedeutung dieser Friedensschluß hatte, geht vor allem aus der Tatsache hervor, daß die Verehrung vanischer Götter vor allem bei den Südgermanen eine wichtige Rolle spielte, und daß die mythischen Urväter der drei südgermanischen Urvölker als Enkel des asischen Kriegsgottes und der vanischen Göttin Mutter-Erde gedacht wurden, also sozusagen aus

dem Versöhnungsbunde der beiden ehemals feindlichen Völker hervorgingen. Daß die Herrschergeschlechter des Nordens, vor allem Schwedens, ihre Abkunft ebenfalls vom gleichen Elternpaare ableiteten, — daß in Schweden und später in Dänemark ein vanischer Gott verehrt wurde, hängt höchstwahrscheinlich ebenfalls mit jenem mythischen Krieg zusammen, der, wie wir heute ehrfürchtig erkennen, das überhaupt älteste geschichtliche Ereignis ist, dessen sich unsere Rasse erinnert. Die fromme Verehrung, die jahrtausendelang die Kunde von diesen Kämpfen in grauer Vorzeit aufbewahrte, gewinnt in unseren Tagen neue Bedeutung durch die von der Spatenforschung erschlossenen Geschichtsurkunden. Nun wissen wir mit Sicherheit, daß unsere Ahnen, wenn sie von den großen Taten der Vorzeit sangen und sagten, nichts Erfundenes gestalteten, sondern einen nie ganz vergessenen Nachhall großer Taten.



Die Entstehung der Germanen

Die nordische Völkerwiege und die Entwicklung des arischen Kernvolkes

Die jüngere Steinzeit war eine Epoche großer rassischer Verschiebungen in ganz Europa. Fremdstämmige Völker besiedelten von Osten und Westen her den Süden unseres Vaterlandes, und nur der Norden, der damals ganz zum kulturell in sich geschlossenen Gebiet der Erbauer der Großsteingräber gehörte, blieb von jeder artfremden Bluteinmischung frei. Dort hatte sich in jahrtausendelanger Entwicklung das nordische Kernvolk zu erstaunlich hoher staatlicher und völkischer Geschlossenheit emporgehoben, — ein kriegerischer Menschenschlag, der seit dem Abklingen der Eiszeit treu an seinem angestammten Boden haftete und insbesondere in Dänemark und Südschweden seine eigenständige Bauern- und Fischerkultur zu hoher Blüte gebracht hatte. Dieses nordische Urvolk der Großsteingräberleute ge-

hörte rassisch zu jenem Typus des europäischen Urmenschen, den man als Lößrasse bezeichnet und der heute im germanischen Kerngebiet als sogenannter dalisch-fälischer Typus eine hervorragende Rolle spielt, — große, kräftig und breit gewachsene Männer und mitunter auffällig zierliche, feingliedrige Frauen. Diese Megalithleute waren seit frühester Urzeit im Norden ansässig, wohin sie, als die eiszeitliche Vergletscherung Mitteleuropas zurückwich, ihren Jagdtieren gefolgt waren, und wo sie, seit die klimatischen Verhältnisse es gestatteten, als Ackerbauer und Fischer seßhaft geworden waren. In viele kleine Stämme gespalten, — mit einem starken Gaukönigtum, dessen Macht und Ansehen in den gewaltigen Großgräbern der Herrschergeschlechter sinnfällig zum Ausdruck kam, hatten sie eine von andersrassigen Einflüssen völlig freie vieltausendjährige Entwicklung hinter sich, als plötzlich zu Beginn der Ganggräberzeit ein südliches Fremdvolk in ihr Land vorstieß.

Diese Eroberer, die rasch in das norddeutsche Gebiet der Megalithbevölkerung und das Binnenland Schleswig-Holsteins und Mitteljütlands eindrangen, nennt man neuerdings „Thüringer", weil sie aus Mitteldeutschland kamen, wo schon längere Zeit vorher ihr Volkstumsgebiet sich scharf umrissen von den andersrassigen Nachbarn abgrenzte. Ihre hochentwickelte Kultur fand ihren bezeichnendsten Aus-

druck in Einzelgräbern, also in einer Bestattungsweise, die dem Norden mit seinen Familiengrüften fremd anmuten mußte, weil sie eine übermäßige Betonung des Einzelindividuums voraussetzte. Auch die Bewaffnung dieser Einzelgrableute wich erheblich von der der Megalithbevölkerung ab. Sie besaßen in ihren feingebildeten Streitäxten vom sogenannten Bootstypus ein für damalige Verhältnisse außerordentlich gefährliches Kampfmittel.

Über den rassischen Typus der sogenannten „Thüringer" kann heute noch nichts Abschließendes gesagt werden. Denn die Tatsache, daß in späteren Einzelgräbern der extrem nordische (teutonordische) Typus vorherrscht, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß zur Zeit des Eindringens der Einzelgrableute in Jütland zum mindesten dort diese Eroberer einen anderen Menschenschlag darstellen. Fest steht nur, daß die Eindringlinge, die übrigens im Vergleich zu der zahlenmäßig vielfach überlegenen nordischen Urbevölkerung dem späteren germanischen Kerngebiet nur einen verschwindend geringen Bluteinschlag brachten, sich rasch mit den Großsteingräberleuten vermischten und fortan stets mit ihnen gemeinsam siedelten. Wir haben bei der Betrachtung des „Götterkriegs" gesehn, daß eine spätere Nacherinnerung an die politischen Ereignisse, die dieser Verbrüderung vorausgingen, sich in der germanischen Religion erhalten hat. Die Götterfamilie der

Vanen stammt offensichtlich aus der Vorstellungswelt der Zuwanderer, und es ist höchst interessant, daß sich in den Mythen von der Aufnahme der fremdstämmigen Götter in den Kreis der nordischen Himmelswelt noch sehr deutlich der eigenartige Einfügungsvorgang wiederspiegelt, der damals in Wirklichkeit sich abgespielt haben muß.

Aus der Vereinigung beider Völker erwuchs im 3. Jahrtausend vor Zeitwende das eigentliche Germanentum. Doch darf man sich den Vorgang nicht etwa so vorstellen, als hätten nun die „Thüringer", die wir besser „Vanen" nennen sollten, den eigentlich entscheidenden Anteil an der Volkwerdung der nordischen Mitte gehabt. Nach wie vor bildete den Grundstock des nunmehr germanischen Volkskörpers die ursprünglich nordische Bevölkerung, also die Großsteingräberleute, und auf den dänischen Inseln und in Schweden, wo heute das reinrassigste nordisch-germanische Blut zu finden ist, ist überhaupt kein Eindringen der Einzelgrableute selbst, wohl aber eine langsame Übernahme ihrer Kulturerrungenschaften nachweisbar.

Dagegen ist im Südgermanentum, also in den drei deutschen Urvölkern, den Ingaevonen, Istaevonen und Herminonen, deren bronzezeitliches Ausgangsgebiet wir zweifellos im damals südlichsten germanischen Gebiet, nämlich in Südjütland, zu suchen haben, der vanische Anteil zweifellos bedeuten-

der gewesen als bei den Nordgermanen. Dies prägt sich deutlich im späteren Mythus dieser Stämme aus, denn deren drei mythische Urväter werden als dem Ehebund des asischen Kriegsgottes Tyr (Ziu) und der vanischen Mutter Erde entsprossen gedacht. Außerdem spielt die letztere, die als Nairthus vor allem von den Ingaevonen verehrt wurde, auch bei den anderen deutschen Stämmen eine große Rolle. Besonders auffällig ist aber, daß auch das älteste schwedische Herrscherhaus von dem Stammvater der Ingaevonen, also von Ing, abstammen will, was besagt, daß der vanische Einfluß sich also auch bis in das Kerngebiet der Nordgermanen erstreckt haben muß. Dies wird bestätigt durch die Tatsache, daß der ganze Norden die vanischen Hauptgötter Freyr und Freya besonders verehrte.

Man sieht also, wie außerordentlich weit sich der Einfluß der Verschmelzung der beiden Völker ins politische und geistige Leben der Germanen erstreckte, und auch auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet sind gewisse Anzeichen vorhanden, die als Nachwirkungen dieses Vorgangs in grauer Urzeit gedeutet werden müssen. Selbst in der Sprache zeigen sich noch spät Anklänge an die ursprüngliche Doppelnatur des germanischen Ursprungs. Die Vermischung beider Urvölker nahm natürlich geraume Zeit in Anspruch und daher wird man gut tun, erst vom 25. vorchristlichen Jahrhundert von wirklichen





Germanische Keramik der Steinzeit



Großsteingrab von der Ahlhorner Heide

Germanen zu sprechen. Die letzten beiden Abschnitte der Steinzeit, vor allem aber die gesamte Bronzezeit bedeuten aber bereits ein gewaltiges Erstarken des neuen Volkstums, das im Laufe des 2. Jahrtausends vor Zeitwende bereits dazu überging, unser deutsches Vaterland von Norden aus zu erobern und zu germanischem Boden zu machen. Dadurch wird der ganze eben geschilderte Vorgang, eben weil es zu unsrer eignen Vorfahrenkette gehört, zum Bestandteil auch der deutschen Geschichte. Denn nicht das damals von andern Völkern bewohnte deutsche Land, sondern das germanische Blut hat dem Schicksal Deutschlands erst seinen eigentlichen Sinn gegeben.



Der Formwille der Bronzezeit

Die Entstehung der germanischen Stilelemente als Ausdruck nordischer Wesensart

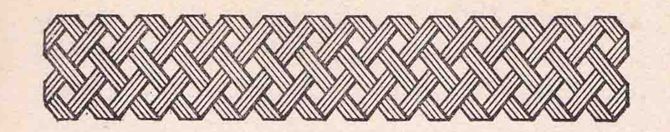
Als nach den großen Völkerbewegungen der ausgehenden Steinzeit die Länder Nord- und Mitteleuropas zur Ruhe kamen und die im nordischen Kerngebiet zurückgebliebenen Teile der arischen Völkerfamilie zum Volke der Germanen wurden, kam die in Südeuropa kurz vorher gemachte Erfindung der Bronzebearbeitung auch in den Norden. Wie immer, wenn auf Handelswegen fremdes Kulturgut den Weg zu unseren Ahnen fand, nahmen diese die Anregung freudig auf, nicht um sie nachzuahmen oder gar als Importstück zu benutzen, sondern um diese Bereicherung ihres Kulturgutes in arteigenem Sinne umzuformen und ihrem Gestaltungswillen dienstbar zu machen. Während der Süden bis zur Mitte des 23. Jahrhunderts vor Zeitwende, zu welchem Zeitpunkt die ersten Bronzegegenstände in Nordeuropa auftauchten, nur verhältnismäßig pri-

mitive und in der Formgebung unschöne Metallgeräte hervorgebracht hatte, setzte nun, vom damaligen germanischen Kerngebiet in Dänemark und Südschweden ausgehend, eine derart erstaunliche Fülle der Gestaltungskraft ein, daß man namentlich die ältere und mittlere Bronzezeit geradezu als den Höhepunkt des nordischen Formwillens bezeichnen kann.

Das formbar geschmeidige Metall, das man gießen, hämmern, punzen und gravieren konnte, das in bisher nie dagewesener Weise der schaffenden Hand und der Phantasie immer neue Möglichkeiten des künstlerischen Ausdrucks sozusagen entlockte, war in seinem goldschimmernden Glanze vor allem zu Schmuck und prächtigen Waffen zu gebrauchen. Die Strenge der nordischen Ornamentik, die bis dahin nur im ernsten Liniengefüge der Keramik zum Ausdruck hatte kommen können, bemächtigte sich im Nu der neuen Formsprache. Aber es waren weichere, lebensnahere und vergeistigte Symbole, die von nun an die Stilelemente der germanischen Kunst bildeten. So entstanden Mäander und Zickzackband, handwerklich geschaffen aus der das Metall geruhsam durchziehenden Künstlerhand, — so gewannen die ewigen Symbole, Hakenkreuz und Sonnenrad, Sonnenlaufspirale und strahlenumgebene Scheibe konzentrischer Kreise eine neue, prächtige, schmückende und durch täglichen Anblick mahnende Bedeutung. Wie Schwert und sonstiges Gewaffen, so war auch

Fibel und Frauenschmuck, der breite Goldring (die Bauge) am Männerarm, und selbst das tägliche Gerät bedeutungsschwer beladen mit den heiligen Zeichen der gerade damals zum sieghaften Durchbruch gelangenden nordischen Sonnenreligion.

Anderthalb Jahrtausend dauerte die eigentliche Bronzezeit im Norden. Wie in ihren ersten Abschnitten als Werkzeug des täglichen Bedarfs das altgewohnte Feuersteingerät weiterhin gebraucht wurde, so erhielt sich, als von 800 vor Zeitwende an das Eisen langsam an Verbreitung gewann, namentlich für Schmuckstücke noch lange das edle, in Klang und Farbe dem neuen Metall so bedeutsam überlegene Erz. Die Stilformen aber, die der Frühling des Germanenvolkes geschaffen hatte, überdauerten in nur wenig abgewandelter Form alle Zeiten. In allen späteren Stilepochen brach sieghaft, wenn die Kunst aus weltanschaulichen Gründen auf die Urgründe des Blutes und der Rasse zurückgriff, die von den wegbereitenden großen Künstlern der frühen Bronzezeit geschaffene Formsprache durch. Das ist auch der Grund, warum diese altehrwürdigen Dinge so unmittelbar zu uns sprechen: Sie sind rein und ohne fremden Einschlag aus dem echten, unverfälschten Geist des Nordens geschaffen, der durch unsere Selbstbesinnung sich heute aufmacht, nach jahrhundertelangem Schlummer abermals die Welt zu gestalten.



Die nordische Mitte und ihr Glaube

Die Sonnenreligion der Bronzezeit und ihr Ausdruck in Kultur und Brauchtum

Die Entstehung des Volkes der Germanen gegen Ausgang der Jungsteinzeit ging Hand in Hand mit einer Umbildung des Mythus der Nordvölker. Die Vermutung liegt nahe, daß der von uns bereits eingehend betrachtete Vanenkrieg die eigentliche Veranlassung zur Entstehung des neuen Weltbildes gewesen war. Nicht mehr der Ahnenkult und die mit ihm zusammenhängenden Riten bildeten fortan den Mittelpunkt der nordischen Religion, sondern der Sonnenglaube, der freilich im Gebiet der Großsteingräber von jeher alteingewurzelt war. Aber während er bisher gegenüber den mit den gewaltigen Großsteingräbern verbundenen Kulten nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, begann man von der älteren Bronzezeit an seiner beherrschenden Stellung durch riesige Anlagen sinnfälligen Ausdruck

zu geben. Große Steinsetzungen, ring- und spiralförmige Wallanlagen, vor allem aber ein plötzliches Überhandnehmen von direkt auf den Sonnenkult bezüglichen Symbolen bezeugen, daß dieser etwa seit Beginn des zweiten Jahrtausends vor Zeitwende zu ausschlaggebender weltanschaulicher Bedeutung gelangt sein muß.

Die erwähnten Symbole lassen keinen Zweifel darüber zu, daß die neue, sieghafte Weltanschauung ein Glaube an die Macht des Lichten, insbesondere der siegenden Sonne war. Das dem Norden seit alters her als kultisches Zeichen gewohnte vierspeichige Rad herrschte als Sonnenabbild vor, aber alsbald fand dieses Symbol immer reichere und vielfältigere Ausgestaltung, die zuletzt die Form des Hakenkreuzes und der Triskele annahm. Nebenher findet sich als bildliche Darstellung des Sonnenlaufes die Spirale, und gerade dieses Ornament ist es bezeichnenderweise, das den Formenschatz der ganzen älteren Bronzezeit bestimmend beherrscht. All diese Heilszeichen bedecken das herrliche Gerät der Bronzezeit, das schon allein durch die künstlerische Höhe des in ihm wirksamen Schöpferwillens die imposante Kulturhöhe dieser Epoche beweist, in einer nahezu unübersehbaren Fülle von Variationen. Kaum ein Gegenstand des täglichen Lebens, vor allem keine Waffe entbehrt des bedeutungsschweren Schmuckes, und wir fragen uns erstaunt,

was wohl unsre Ahnen in dieser Zeit zu solchem Brauchtum veranlaßt haben mag.

Natürlich wird die gedankenmäßige Ergründung eines solchen weltanschaulichen Umbruches nur aus historischen Parallelen erschlossen werden können. Aber es hält nicht schwer, die wahren Beweggründe festzustellen, weil die gleichzeitigen politischen Ereignisse eine überdeutliche Sprache reden. Der Norden hatte wieder, wie schon zweimal vorher, eine gewaltige Expansionsbewegung zum Anlaufen gebracht. Wiederum zogen von der nordischen Mitte aus neue Sendlingsvölker in alle Welt, und da aus der ungeheuren Überlegenheit der nordischen Bronzeindustrie eine sehr wesentliche Waffenüberlegenheit zu folgern ist, drängt sich von selbst die Vermutung auf, daß diese Herrenvölker, die sich jetzt anschickten, die Welt zu erobern, sich selbst mit Recht als Söhne der Sonne und Söhne des Siegs ansahen, — als Lichtbringer in den Landen der dunklen Unterrassigen, die sie jetzt eroberten und fortan beherrschen sollten. Dem Siegeszug der bronzezeitlichen Nordleute folgen überall hin ihre siegbringenden Symbole, und es ist kein Zufall, daß diese gewaltigste Bekundung des nordischen Weltwillens unter dem Zeichen des Hakenkreuzes erfolgte.

Ist so die ganze bronzezeitliche Kultur der nordischen Sonnenreligion eng verhaftet, so zeigt das zähe Festhalten insbesondere der germanischen Völ-

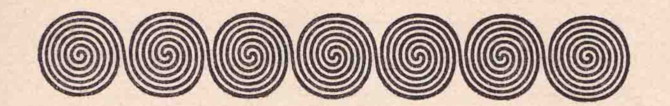
ker am Brauchtum des Sonnenglaubens, wie tief eingewurzelt die damals entstandenen Vorstellungen in unserm Wesen sind und ewig bleiben werden. Zwar hat sich von eigentlichen Riten nur wenig bis heute lebendig erhalten, aber es ist ein imposantes Beispiel der Arttreue, daß man in manchen deutschen Gauen noch heute am Sonnwendtage brennende Sonnenräder von Bergeshöhe zu Tale rollen läßt, — daß fast überall noch immer die Sonnwendfeuer lodern, obwohl beide Bräuche bereits durch Karl den Großen verboten und von der mittelalterlichen Kirche hart verfolgt wurden. Auch unser Weihnachtsbaum, der nichts anderes ist als ein Lichtopfer für die wiederaufsteigende Sonne, hat sich aus urgermanischen Zeiten trotz zeitweise fast völliger Verdrängung erhalten. Schließlich sei noch an das schwäbische Scheibenschlagen und Scheibentreiben und das fränkische Radrollen erinnert, und wenn unsre Kinder Reifen nicht mit der Hand, sondern mit einem kleinen Stecken rollen, so tun sie nichts anderes als einen altehrwürdigen Brauch bewahren.

Von der eigentlichen Mythenbildung, die zweifellos mit dem Vordringen des Sonnenkultes Hand in Hand gegangen sein muß, wissen wir nichts mehr, denn die spätere Sagenwelt hat fast alle Reste aus dieser Zeit unpersönlich gedachter Gottheiten überdeckt. Immerhin dürfte der Umstand, daß noch in

der Edda die Sonne meist als strahlender Schild und nur selten als eine Person aufgefaßt wird, darauf zurückzuführen sein, daß die uralte Gottheit als solche noch im Gedächtnis der nordischen Menschen haftete, als andere, später entstandene Götter längst die Herrschaft im Himmel angetreten hatten. Dafür spricht auch das eigentümliche Zeugnis der römischen Schriftsteller, die die Sonne als höchste Gottheit der Germanen bezeichnen. Daher ist es für uns besonders wichtig, daß der berühmte Sonnenwagen von Trundholm aus der jüngeren Bronzezeit uns das Bild, unter dem sich unsre Ahnen ihre damalige höchste Gottheit vorstellten, sozusagen im Original erhalten hat. Die vergoldete, über und über mit Ornamenten bedeckte Sonnenscheibe wird von einem prachtvoll ausgeführten Pferd gezogen, das mit ihr durch eine Schnur verbunden war, um darzustellen, daß man sich die Sonne selbst von einem Sonnenroß gezogen dachte. Das ganze Götterbild steht auf Rädern, einerseits, um die Bewegung am Himmel zu versinnbildlichen, andrerseits, um es bei einer Kulthandlung vor Augen der Gemeinde mit bestimmter Bedeutung bewegen zu können. Besonders interessant ist, daß die Tätigkeit des Pferdes durch die eigentümliche Anordnung der Räder besonders betont ist. Ob man sich hingegen auch am Himmel die Sonne schon damals auf einem richtigen Wagen, und zwar natürlich auf einem zweirädrigen

Streitwagen, gezogen vorstellte, wird man aus dem Abbild nicht ohne weiteres entnehmen können. Der Sonnenwagen von Trundholm ist eines der ehrwürdigsten Zeugnisse vom Lichtglauben unsrer Ahnen, von dem übrigens auch zahlreiche andre Kultgegenstände uns Kunde vermitteln. Der gewaltigen Masse aber der Sonnensymbole und sonstigen Heilszeichen können wir entnehmen, daß schon damals jene uralte Eddastelle das religiöse Empfinden der nordischen Menschen bestimmte, die auch für uns Heutige Geltung hat:

„Sonne ist das Beste den Erdenkindern."



Der Norden erobert die Welt

Die Ausbreitung der arischen Völker über das Abendland in der Stein- und Bronzezeit

In der zweiten Hälfte des 5. Jahrtausends vor Zeitwende hatte der Norden seine zweite große Ausstrahlungsbewegung zum Abschluß gebracht. Das geschlossene Siedlungsgebiet der Erbauer der Großsteingräber in Nordeuropa hatte eine gewaltige Ausdehnung erfahren, und außerdem waren, in freilich heute wissenschaftlich noch ungeklärtem Zusammenhange damit, nordische Seevölker an fast allen europäischen Küsten aufgetaucht. Nach einem Jahrtausend der Ruhe, in dem wir nur in Deutschland ein weiteres langsames Vorrücken der Megalithleute bis an die Ems und Oder und im Süden bis zur Saalemündung feststellen können, erfolgte dann jener bedeutsame nordwärts gerichtete Vorstoß derjenigen Völker, die in Mitteldeutschland aus der Vermischung der alten nordischen Rasse mit an-

deren Elementen hervorgegangen waren, der sogenannten Schnurkeramiker. Nach Abschluß dieser Bewegung, deren späten Nachklang man im Mythus vom Vanenkrieg vermutet, setzte kurz nach 3000 eine abermalige ringförmige Ausstrahlung der nordischen Mitte ein, die eines der bedeutendsten politischen Ereignisse der gesamten Weltgeschichte bedeutet.

Wieder werden manche, deren historisches Wissen auf überalterten Schulungsmethoden fußt, höhnisch lächeln und bedenklich die Köpfe schütteln. Gewiß, — wir wagen es wiederum, die toten Bodenfunde, die zusammengeleimten Museumsstücke eine lebendige Sprache reden zu lassen, — wagen es auf die Gefahr hin, daß die eine oder andere Einzelheit unserer Theorien sich beim späteren Fortgange der Forschung als unrichtig erweisen kann. Aber das, was heute schon mit unumstößlicher Sicherheit feststeht, überwiegt die noch fraglichen Theorien um ein Bedeutendes, und so können wir mit ausreichender Gewißheit ein Bild derjenigen Vorgänge entwerfen, die der nordischen Rasse die Führerrolle in der Welt zueigneten.

Südlich vom eigentlichen Kerngebiet der Nordrasse, welches seit dem Abklingen der Eiszeit von jedem fremden Bluteinschlag freigeblieben war und daher seinen rassischen Typus bis heute erhalten konnte, hatte sich im Laufe des 4. und 3. Jahrtausends

vor Zeitwende eine breite, sogenannte Kontaktzone herausgebildet, — ein Gebiet also, in dem eine nordische Herrenschicht über verschiedenen andersrassigen Völkern saß. Diese Zone war das Ausgangsgebiet des Indogermanentums, insofern sich hier durch die verschiedenartige Beimischung fremder Bluteinschläge eine immer mehr vorschreitende Differenzierung des arischen Typus herausgebildet hatte. So grenzte sich nach und nach ein nordarisches Gebiet von einem südarischen ab. Das erstere wurde zum Ursprungsland derjenigen Völker, die innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie die sogenannte Centumgruppe bilden, weil sie das Zahlwort „hundert" mit einem gemeinsamen Worte benennen, und zwar gehören zu ihnen die Germanen, Kelten und Griechen und Italiker. Südlich von ihnen hat man die Heimat der Südarier zu suchen, der sogenannten Satemgruppe, zu der die Thraker, Indoiranier, Slawoletten und Wenden (Illyrier) zählen. Wenn man von der unumstößlichen Gewißheit ausgeht, daß wirkliche Völker stets und immer aus einer einheitlichen stammestümlichen Verbundenheit erwachsen sein müssen, so bleibt gar nichts anderes übrig, als die bekannten geschichtlichen und vorgeschichtlichen Wanderwege aller dieser Völker rückwärts bis zu einem Punkte zu verlängern, wo alle diese Linien sich schneiden. Am besten sind wir über die stein- und bronzezeitliche Wanderung der Indo-

iranier sowie über die der Griechen und Italiker unterrichtet, und mit einiger Genauigkeit können wir auch das Ausgangsgebiet der Wenden und Thraker festlegen. Für die Kelten und Slawoletten sind wir vorläufig auf bloße Vermutungen angewiesen. Aber nach dem oben gekennzeichneten Verfahren ergibt sich ein außerordentlich klares Bild, wenn wir annehmen, daß die ursprünglich ganz kleinen Stammvölker schon allein wegen ihrer Sprachverwandtschaft sich auf verhältnismäßig engem Raume, nämlich zwischen Rhein, oberer Donau und Weichsel, zusammengedrängt haben müssen.

Von Deutschland ging also jener beispiellose Siegeszug aus, der etwa von 2250 vor Zeitwende an ganz Europa und Asien überflutete. Die Indoiranier, die zunächst Südosteuropa zwischen Dnjepr und Donau gewonnen hatten, waren die ersten, die mit den vorderasiatischen Kulturen zusammenstießen, indem sie noch vor 1500 in Kleinasien einbrachen, von wo aus ihr indischer Zweig bereits um 1500 bis ins Pendschab vorstieß. Die Hellenen folgten ihnen auf einer westlicheren Straße und eroberten zwischen 1480 und 1100 das spätere Griechenland, indem sie die bereits vorher den abziehenden Indoiraniern gefolgten Thraker ostwärts abdrängten. Ob die Italiker erst um 1400 oder bereits in den letzten Jahrhunderten der Steinzeit ihr späteres Land erreichten, ist eine umstrittene Frage. Die kel-

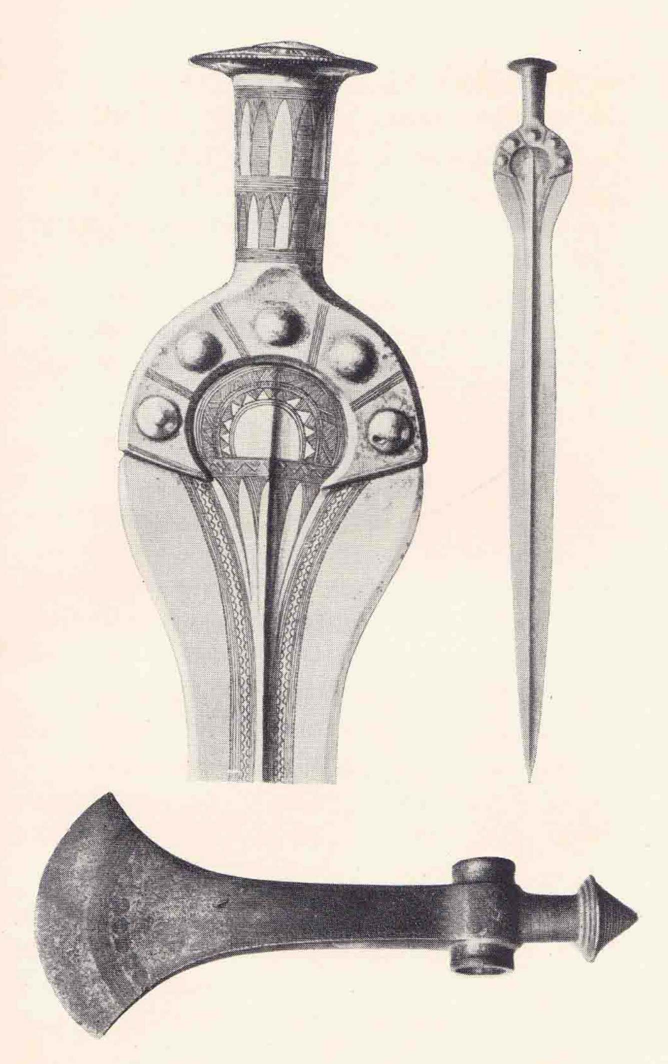
tische Ausbreitung bezeichnet den Endpunkt der arischen Wanderung und erfüllt die ganze Epoche von 1500 bis 500 vor Zeitwende. Während die Wenden verhältnismäßig rasch in ihr späteres Land Venetien und Illyrien abwanderten, ist der parallele Vorgang bei den Slawen vorläufig noch völlig ungeklärt.

Warum nun sind alle diese Völker aus ihrer deutschen Heimat so plötzlich und unvermittelt in die weite Welt gezogen? Mit Staunen erkennen wir, daß ein Ereignis von ungeheurer politischer Bedeutung die Ursache aller dieser weltändernden Verschiebungen war: die Eroberung Deutschlands durch die Germanen.

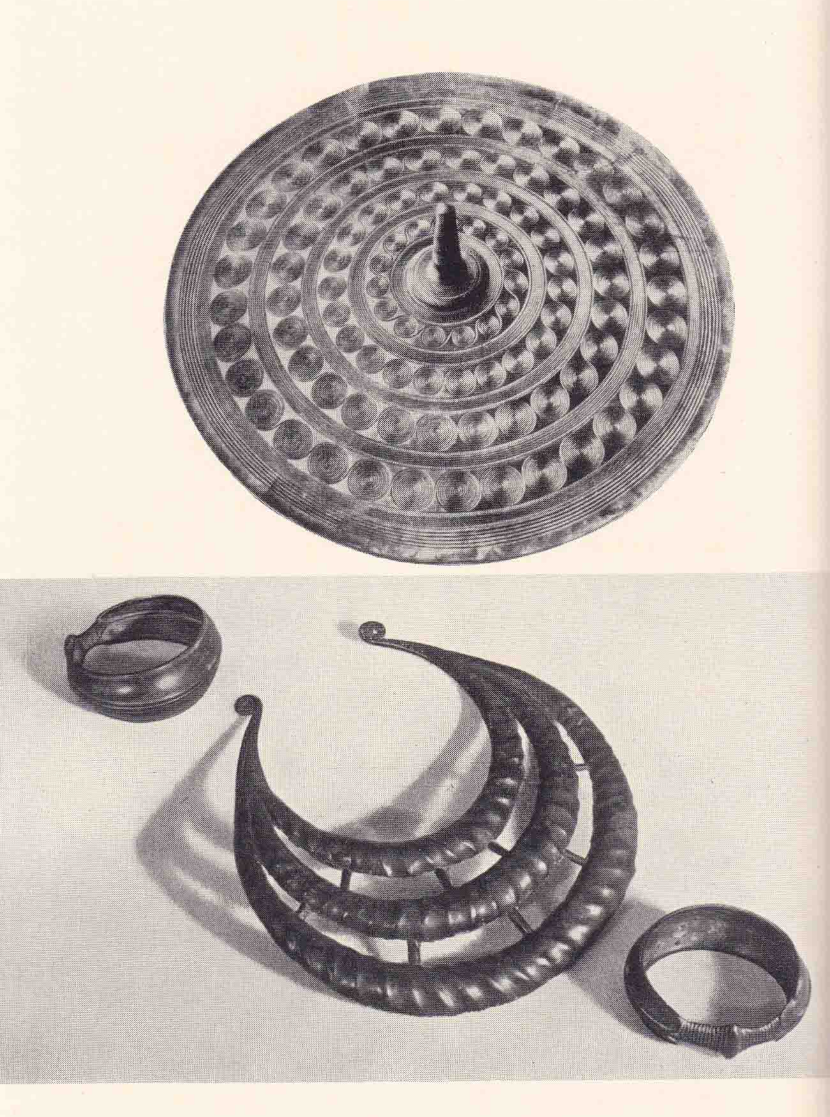
Von der uralten Heimat der Nordrasse, also von Jütland und Skandinavien aus, schob sich vom Ausgange der Steinzeit an das dichtbevölkerte germanische Siedlungsland immer mehr südwärts vor, und dadurch wurden der Reihe nach alle eben genannten Völker zur Aufgabe ihrer Urheimat gezwungen.

Die weltgeschichtlichen Folgen dieses Ereignisses sind uns allen gegenwärtig. Daß die großen Kulturvölker Vorderasiens, die Inder und Perser, ebenso wie die Griechen und Römer, eine der unsren nahe verwandte Sprache sprechen, — daß schließlich die klassische Kultur ein ausgesprochen nordisches Gepräge trägt, ist die selbstverständliche Folge

der eben beschriebenen Wanderungsvorgänge. Denn alle diese Sendlingsvölker trugen in ihre neue Heimat den Geist und das Sittengesetz des Nordens, vor allem aber den Tat- und Kulturwillen unsrer Rasse, dem die gesamte Welt ihre Gesittung dankt.



Schwert und Streitaxt der Bronzezeit



Frauenschmuck der Bronzezeit

Deutschland wird erobert

Der Beginn der germanischen Landnahme und die Besiedlung unsres Vaterlandes durch die Südgermanen

Wir Deutsche betrachten uns mit Stolz als ein germanisches Volk. Das besagt, daß unser Artbild und völkisches Wesen ausschlaggebend bestimmt wurden durch denjenigen nordischen Bluteinschlag, dem die Urgermanen ihre Wesensprägung verdankten. Sprache und Gesittung ganz Deutschlands zeigen bis zu den Grenzen des altgermanischen Volksraumes ein so starkes Vorwiegen des germanischen Elements, daß man versucht ist, das Deutschtum als eine rassische Einheit aufzufassen, obwohl wir genau wissen, daß der Anteil reinblütiger germanischer Menschen nur gering ist. Wie ist dieses eigentümliche Überwiegen des germanischen Elements zu erklären und welche historischen Begebenheiten haben es hervorgebracht?

Ausgehend von ihrer alten Heimat, dem urger-

manischen Gebiet in Jütland und Südskandinavien, begannen die Germanen bereits in den letzten beiden Abschnitten der Jungsteinzeit, Norddeutschland zwischen Weser und Oder zu erobern. Sie fanden hier eine nahe verwandte Bevölkerung vor, die sie teils verdrängten, teils unterwarfen. Hierdurch wurden sie indirekt zu Urhebern einerseits der indogermanischen Ausbreitung, andererseits der Entstehung eines neuen Volkes, nämlich der Deutschen.

Denn diejenigen südlichsten Volksteile der Urgermanen, die in die norddeutsche Tiefebene vorstießen, verschmolzen rasch mit den dort vorgefundenen Unterworfenen. Dies war um so eher möglich, weil hier, im uralten Ausstrahlungsgebiet der nordischen Rasse, durch viele aufeinanderfolgende Überschichtungen mit nordischem Herrscher- und Kriegertum der ganze norddeutsche Raum sowieso schon den Eroberern rassemäßig sehr nahe stand. Die Folge davon war, daß ungefähr bis zu den gleichen Grenzen, bis zu denen vordem die Großsteingräberleute ihre Kultur getragen hatten, neue germanische Stämme mit völlig einheitlichem Gepräge entstanden.

Nach Ausweis der Funde müssen alle diese Stämme, die man im Gegensatz zu ihren nordischen Brüdern unter dem Namen Südgermanen zusammenfaßt, ursprünglich auf unverhältnismäßig engem Raum zusammengedrängt gewesen sein, und

zwar so, daß von ihren drei Stammesgruppen die Istaevonen den Südwesten, die Herminonen den Südosten und die nachdrängenden Ingaevonen den Norden des Ausgangsgebiets innehatten. Aber schon bald verschob sich diese Gruppierung. Die seefahrenden Ingaevonen besetzten alle Küstenländer der Nordsee und drängten dadurch die Istaevonen südwärts ab. Die Herminonen erfüllten den ganzen Ostraum.

Nach der Erreichung und Überschreitung von Ems und Oder kurz nach 2000 vor Zeitwende trat für über ein Jahrtausend keine wesentliche Ausweitung des germanischen Siedlungsgebiets in Deutschland ein. In diesem Zeitraum müssen die drei eben genannten Urvölker nach und nach in Einzelstämme zerfallen sein. Aber der Gedanke an die alte, engere Zusammengehörigkeit erhielt sich dadurch, daß die uralten Kultgemeinschaften der drei Gruppen bestehen blieben. Die Ingaevonen verehrten noch um Zeitwende in einem Heiligtum, das wahrscheinlich auf der in unseren Tagen untergehenden Hallig Jordsand sich befunden hat, die vanische Göttin Mutter-Erde Nairthus. Die Istaevonen dienten derselben Göttin in einem heiligen Hain, der später in der Zeit der Römerkämpfe in der Nähe der Lippe gelegen war. Ebenso hatten die Herminonen einen kultischen Mittelpunkt, der im Lande der Semnonen lag, und zwar ein Heiligtum, das höchstwahrschein-

lich dem alten Himmels- und Kriegsgott Tyr (Ziu) geweiht war. Bezeichnenderweise beteten also alle diese Südgermanen zu denjenigen Göttern, die sie als ihre eigenen Ahnen ansahen, denn aus dem Ehebunde von Tyr und Jörd dachte man sich Tuisk entsprossen, den mythischen Urvater aller Menschen. Von dessen Sohne Mannus sollten alle Germanen abstammen, während Mannus (oder aber dessen Sohn Teut) als der Vater der drei Brüder Ing, Istjo und Irmin galt, welche wiederum die mythischen Ahnherren der drei südgermanischen Urvölker darstellten.

Kurz nach 1000 vor Zeitwende werden die ersten stammestümlichen Unterschiede in den einzelnen germanischen Siedlungsgebieten in Deutschland für uns erkennbar. Langsam und stetig wird sowohl die West- wie die Südgrenze des Südgermanentums gegen die Kelten vorgeschoben, während die Ostgrenze nach dem Verlust des Gebietes rechts der unteren Oder deshalb weiter keine Veränderung gestattet, weil inzwischen nordgermanische Stämme den ganzen Raum bis zur Memel eingenommen hatten. So kam es, daß später, zu Beginn unsrer Zeitrechnung, die Ingaevonen entlang der Nordseeküste bis zum Zuidersee gelangt sind, — die Istaevonen, die bereits um 500 vor Zeitwende den Rhein erreicht und teilweise überschritten hatten, bis zur Maas und längs der Mosel vorgedrungen sind,

während die Herminonen das ganze weite Gebiet an der oberen Weser und Elbe, am Main und südlich bis zur Donau erfüllten. Ostdeutschland hingegen war nordgermanisches Siedlungsland geworden. An oberer Oder und Weichsel wohnten die Lugier, aus denen später die Vandaler hervorgingen. An der Warthe war die neue Heimat der Burgunder, die aus Bornholm gekommen waren, während die Küstenländer der Ostsee beidseits der Weichselmündung die aus Südskandinavien kommenden Goten in Besitz genommen hatten.

Damit war die Eroberung Deutschlands durch die Germanen beendet. Leider hatten sie nicht verstanden, ihre völkische Geschlossenheit zu bewahren, und waren, weil die langsam vorschreitende Besiedlung immer wieder den sippenmäßigen Zusammenhalt der Urvölker zerriß, in eine Unzahl Einzelstämme zerfallen. Als kurz vor Zeitwende der Entscheidungskampf mit Rom begann, der die Südgermanen zeitweise an der West- und Südgrenze zu Untertanen des römischen Reiches machte, zählte man nicht weniger als acht ingaevonische, acht istaevonische und vier herminonische Völker, von denen die meisten wiederum in eine große Anzahl Einzelstämme zerfielen.

Wenn wir bedenken, wie lang und mühevoll der spätere Weg Deutschlands zur Einigung war, so müssen wir uns stets vor Augen halten, daß die

eigentliche Ursache der einem umfassenden Gedanken sich immer wieder in den Weg stellenden landschaftlichen Sonderinteressen die Tatsache war, daß alle diese kleinen Germanenstämme aus einer jeweils anderen rassischen Mischung entstanden waren. Denn alles Land, das die Südgermanen außerhalb ihres norddeutschen Kerngebietes eroberten, gewannen sie unter ganz verschiedenen Umständen andersrassigen Feinden ab, die als Unterworfene das jedesmal neuentstehende Teilvolk wesensmäßig stark beeinflußten. Trotz wiederholter starker Zuzüge aus dem Norden trug also das Germanentum etwa an Rhein und Donau ein ganz anderes Gepräge als zwischen Weser und Unterelbe. Trotzdem war das Gemeinsame stark genug, um im Laufe des ersten Jahrtausends nach Zeitwende alle diese Stämme zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschweißen, sodaß das gesamte Südgermanentum im deutschen Volke seine endgiltige politische Form fand.



Das Gold des Meeres

Der Bernsteinhandel der Stein- und Bronzezeit als Beweis des Kultur- und Güteraustauschs vor mehr als 5000 Jahren

In den letzten Jahren hat der Bernsteinschmuck stärker als je bisher in Deutschland Anklang gefunden. Ein oberflächlicher Betrachter könnte dies für eine Angelegenheit der Mode halten und meinen, das golden schimmernde Harz der Vorzeit würde, wie andere Modedinge auch, eines Tages wieder vergessen sein. Nun trifft es sich aber, daß die Vorliebe für dieses edle Material in einer Zeit spürbar wurde, die sich in allen Lebensgebieten auf besondere Betonung des uns Artgemäßen besann. Wir sind heute stolz auf unsern Bernstein, denn er ist ein deutsches Juwel. Gerade unsre reinblütigsten Stämme, die Friesen und Sachsen, tragen den altüberkommenen Väterschmuck noch heute in niemals unterbrochener Tradition. Es ist eine reizvolle Aufgabe, die Geschichte dieses kostbaren Gutes

sowohl in seinem starken Gefühlswert wie in seiner historischen Bedeutung uns zu vergegenwärtigen.

Denn der Bernstein hat einmal Weltgeschichte gemacht. Er war es, der in fernster Urzeit den Grund nicht nur zu außerordentlichem Reichtum unsrer Ahnen, sondern auch zu jener kulturellen Hochblüte legte, den die germanische Bronzezeit für den Norden bedeutet. Er war nämlich das für alle andern Länder fast unbezahlbare Tauschobjekt, das es dem Norden ermöglichte, alle die Rohstoffe, die ihm damals fehlten, einzuhandeln, und zwar insbesondere das eben erst in seiner Verwertung erschlossene Kupfer. Zwar gibt es auch an anderen Gestaden der Welt Bernstein, und zwar hauptsächlich in Spanien, Italien, Syrien und der indischen Küste. Aber dieser ist erstens chemisch ganz anders zusammengesetzt, so daß er sich schon äußerlich stark vom nordischen Bernstein unterscheidet, und tritt außerdem in so geringen Mengen auf, daß er im Altertum überhaupt keine Rolle spielte. Die Hauptfundstätte des Bernsteins, also eines fossilen Baumharzes, das aus dem Meere gewonnen wird, war jedoch nicht wie heute die samländische Ostseeküste, sondern das Inselgebiet nordöstlich von Helgoland und die jütische Westküste.

Bereits in der mittleren Steinzeit war in diesen Gegenden der Gebrauch des Bernsteins als Schmuck

aufgekommen und in den mittleren Abschnitten der Jungsteinzeit erstreckte er sich ziemlich gleichmäßig über alle Küstenländer der Nord- und Ostsee. Von der Zeit der großen Steingräber an erweiterte sich das Gebiet seines Vorkommens. Wenn er vereinzelt mit Megalith- und Schnurkeramik südlich ausstrahlt und mitunter sogar bis ins südliche Polen vorkommt, so ist das für diese Zeit stets ein Beweis, daß mit ihm zugleich auch Träger der nordischen Kultur soweit vorgestoßen sind. Denn ein eigentlicher Handel mit Bernstein wird in diesen Perioden der Jungsteinzeit zweifellos noch nicht bestanden haben.

Dies ändert sich schlagartig in dem Augenblick, da man in Südeuropa die Erfindung der Kupferbearbeitung gemacht hatte. Durch Importstücke lernten unsre Ahnen das neue geschmeidige Material kennen und mußten daher sofort den dringenden Wunsch haben, es in ausreichender Menge zu besitzen. Denn niemals hat sich der Norden damit zufrieden gegeben, fremdes Kulturgut als Fertigware zu übernehmen, sondern allein schon der künstlerische Gestaltungsdrang, vor allem aber das Bedürfnis, die Produktion von Gegenständen aus dem neuen Material dem artgemäßen Formenschatze anzupassen, forderte gebieterisch ausreichende Zufuhr des wichtigen Rohstoffs. Das aber bedeutete, daß man ein Ausfuhrprodukt besitzen mußte,

um das damals so außerordentlich wertvolle Erz bezahlen zu können. Denn niemals kann ein Volk in den Besitz von Rohstoffen gelangen, die in einem andern Lande gewonnen werden, ohne selbst eine Ware zu besitzen, die für die dortigen Menschen von so hohem Werte ist, daß sie gegen den in diesem Falle wohl eifersüchtig bewachten Besitz mit Erfolg verhandelt werden kann. Dieser Wertgegenstand war nun der Bernstein, und so kamen in der Folgezeit die metallischen Rohstoffe als Tauschobjekte gegen Bernsteinwaren in den an Erz fundarmen Norden. Der Umstand, daß insbesondere Dänemark in so reichem Maße die damals so wertvolle Tauschware besaß, führte dazu, daß es in der nun folgenden Bronzezeit alsbald die führende kulturelle Rolle im nordischen Gebiet übernahm.

Hatten also bisher nur die Germanen und ihre Vorfahren, wie wir bereits sahen, schon seit der Mittelsteinzeit, ihre Frauen mit den herrlichen Kleinoden geschmückt, die das „Gold des Meeres" ihnen lieferte, so tauchen nun, und zwar ziemlich zugleich an den verschiedensten Punkten Südeuropas und der Mittelmeerländer, Bernsteingegenstände auf, die deutlich ihre nordische Herkunft verraten. Hierbei sind zwei verschiedene Fundgruppen streng zu trennen. Es läßt sich nämlich einerseits feststellen, daß eine gewisse Art von Fertigfabrikaten nahezu ausschliesßlich mit anderen für den nordischen Kultur=

kreis typischen Fundstücken vergesellschaftet vorkommt. Andrerseits aber tauchen von nun an in völlig fremden Kulturkreisen Bernsteingegenstände auf, die meist nach der dort landläufigen Weise bearbeitet und ornamentiert sind. Die erstere Sorte von Fundstücken gehört also zu wandernden nordischen Volksteilen, während die zweite das Vorhandensein eines weitgespannten Handels beweist.

Schon Humboldt hatte 1847 den Bernsteinhandel und seine vorgeschichtliche Bedeutung richtig erkannt. Aber erst der neuen Forschung blieb vorbehalten, durch sorgfältige Vergleichung des Vorkommens fremder Exportstücke im Norden mit den gleichzeitigen Volkstumsgrenzen die richtigen Schlüsse aus dem Fundmaterial zu ziehen. Heute wissen wir, daß die arischen Völker, als sie ihre Heimat verließen, sich lange Zeit nicht vom altgewohnten Schmuckmaterial trennen konnten und dieses daher dauernd aus dem unvergessenen Mutterlande nachkommen ließen. In einigen Einzelfällen können wir aus diesem Verhalten sogar gewisse Wanderungen genauer bestimmen, so insbesondere den Zusammenhang zwischen dem urkeltischen Ausgangsgebiet und Britannien. Denn eine seltene Schmuckform, der halbmondförmige Anhänger, kommt nur dort sowie in Nordwestdeutschland und Westjütland vor und erbringt so den Beweis für den da-

maligen kulturellen Zusammenhang dieser drei Gebiete.

Vom Beginn der eigentlichen Bronzezeit an wurde nun der Bernstein in Südeuropa immer häufiger. Eine Nennung in einem assyrischen Keilschrifttext ist zwar umstritten, aber seit der mykenischen Zeit kommt er im ganzen griechischen Kulturkreise häufig vor. Die griechischen Philosophen kannten nicht nur sein Ursprungsland, sondern wußten auch, daß er hauptsächlich an den Gestaden des Eridanos, also der Eider, gewonnen wurde. Dieser heute nur kleine Auenfluß war damals noch ein gewaltiger Strom, der bei Helgoland in die Nordsee mündete, und diese damals noch sehr umfangreiche Insel, die man bald Abalus, bald Balcia nannte, wird vom griechischen Schriftsteller Diodor als Hauptgewinnungsstätte des Bernsteins bezeichnet.

Von der Eider führte eine große Handelsstraße nach Süden, deren genauen Verlauf festzulegen der Wissenschaft schon vor längerer Zeit gelungen ist. Sie folgte der Elbe bis Arneburg, verließ dort den Strom wegen der Sümpfe, um ihn erst kurz unterhalb Magdeburg wieder zu berühren. Von dort lief sie entlang der Elbe bis Pirna, überquerte das Elbsandsteingebirge und folgte dann der Moldau bis fast zur Quelle, um von dort aus über den Dreisesselberg und durch das Osterbachtal die Donau bei Passau zu erreichen. Dann verlief die Straße im

Inntal bis nach Innsbruck, überschritt den Brenner und erreichte entlang der Etsch das adriatische Meer nahe der Pomündung.

Als vom Beginn der griechischen Handelsherrschaft im Mittelmeere an, also seit Beginn des 7. Jahrhunderts v. Zw., das neu gegründete Massilia nahe der Rhonemündung zur bedeutendsten Stadt in Nähe der Alpen wurde, verlegte man die alte bronzezeitliche Straße weiter westlich. Sie durchquerte nun die Lüneburger Heide sowie Westfalen und erreichte den Niederrhein bei Askiburg gegenüber der Ruhrmündung. Aus diesem Grunde war den Griechen dieser Zeit der Name dieses Handelsplatzes so bekannt, daß man ihn zu den Orten rechnete, die Odysseus besucht haben sollte. Von Askiburg aus liefen zwei Straßen nach Süden, deren eine im Moseltale die Vogesen umging und entlang der Saône zur Rhône gelangte, während die andere zunächst ruhraufwärts und dann durch das Lennetal ins Rothaargebirge, und von dort durch die Wetterau zum Main verlief. Dann ging sie rheinaufwärts bis Basel und erreichte die Rhône im Doubstale.

Erst im 3. Jahrhundert v. Zw. entstand infolge der inzwischen eingetretenen Besiedlung Ostdeutschlands durch die Germanen noch eine dritte Straße. Sie verlief oderaufwärts und erhielt etwa bei Breslau östlichen Zuzug von der Weichsel her, der von

Bromberg her die uralte Höhenstraße von Kalisch benützte. Von der Oderquelle erreichte man durch die mährische Pforte unschwer das Marchtal, um bei Preßburg die Donau zu überschreiten. Sodann verlief dieser dritte Bernsteinweg zunächst durch das Steinfeld und über den Semmering ins Mürz- und Murtal, um auf dem bekannten Wege über Villach den Tagliamento zu erreichen. Auf dieser Straße ist während der Dauer der ganzen römischen Kaiserzeit der Bernstein verfrachtet worden, und zwar hauptsächlich derjenige, der vom 3. Jahrhundert v. Zw. an an der Ostsee gewonnen wurde.

An diesen drei Straßen ist nun das interessanteste, daß die Germanen Wert darauf legten, die Waren solange wie irgend möglich durch germanisches Land zu führen. Aus dem Verlauf der Handelswege läßt sich, da die Straßen sich sozusagen zeitlich ablösten, die jeweilige besondere Bedeutung gerade derjenigen Gebiete, durch die sie führten, für den Austausch von Kulturgütern aller Art erkennen. Wenn es auch den Gemanen stets nur darauf ankam, für ihre Schmelzhütten neues Rohmaterial zu bekommen, so benützten sie doch gern die Anregung der wenigen Importstücke, um auf ihre Weise die neue Kunst der Metallbearbeitung auszugestalten.

So war das für damalige Verhältnisse fast unbezahlbare „Gold des Meeres“ für unsre damaligen Ahnen von ungeheurem Wert. Freilich waren sie

auch sonst unverhältnismäßig wohlhabende Leute, die in reichen Höfen in einem außerordentlich fruchtbaren Lande saßen, und deren Reichtum an Herden und Überfluß an allen Erzeugnissen der Feldwirtschaft die fast ärmlich anmutenden Siedlungen der damaligen mittel- und südeuropäischen Kulturen weit überwog. Wie hoch aber der Wert des Bernsteins damals geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß er nicht nur völlig zur Bezahlung der riesigen, von den Germanen benötigten Mengen an Kupfer genügte, sondern daß die umwohnenden Völker außerdem noch wahrhaft ungeheuerliche Mengen Gold opferten, um in den Besitz von Bernstein zu kommen. Während dieses Edelmetall nämlich im Norden in der Jungsteinzeit fast noch ganz gefehlt hatte, wurde es in der Bronzezeit so gemein, daß es fast in keinem Grabe fehlt. Wohl jedes germanische Mädchen hat einen Ring und einen Halsschmuck, wohl jeder germanische Mann eine Bauge aus reinem Gold besessen.

Berechnet man doch allein für das kleine Dänemark gemäß der Funde in bronzezeitlichen Gräbern den damaligen Goldbesitz des dortigen Volkes auf 95 000 kg, was einem heutigen Goldwert von 260 Millionen Mark entspricht. So war der Bernstein tatsächlich für unsre Vorfahren eine schier unerschöpfliche Quelle des Reichtums geworden, die erst versiegte, als die Vorräte an Nordseebernstein in-

folge der großen Meereinbrüche im 2. Jahrhundert v. Zw. aufhörten. Wie treu man aber an den ursprünglichen Fundstellen das alte edle Material bewahrte, geht aus der erstaunlichen Tatsache hervor, daß sich in manchem noch heute getragenen friesischen Familienschmuck Stücke finden, deren chemische Zusammensetzung erweist, daß sie aus der Nordsee stammen und bereits seit Jahrtausenden das Meer verlassen haben. Ja, es gibt sogar einzelne Schmuckstücke, deren Gestaltungsform erkennen läßt, daß sie noch in der Bronzezeit verfertigt worden sind. So hat der Bernstein für uns heutige eine fast heilige Bedeutung, denn er erzählt uns von der großen Vergangenheit unsrer Ahnen.

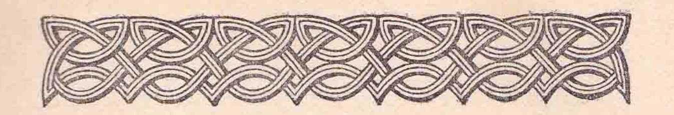


Lure und Goldhörner



Silberner Opferkessel

Goldene Opfergeräte



Haus und Hof der Germanen

Bauweise und Entwicklung des nordischen Rechteckhauses zur germanischen Halle

Noch im volkstümlichen Schrifttum der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts konnte man die abenteuerlichsten Dinge über die Art und Weise lesen, wie unsre germanischen Vorfahren wohnten. Ein mißverstandener Bericht Caesars, der sich übrigens nur auf gewisse Grenzgebräuche bezog, war für die damalige Wissenschaft Anlaß genug gewesen, in den Germanen halbe Nomaden zu sehen, was nun wiederum zur Folge hatte, daß man ihnen eine richtige Baukunst gar nicht zutraute. Erst die Spatenforschung hat den wahren Sachverhalt ins rechte Licht gerückt. Nachdem in den letzten Jahrzehnten eine große Anzahl guterhaltener Hausfundamente aufgedeckt werden konnte, wissen wir heute, daß die Heimstätte unsrer Ahnen nicht erst zu Caesars Zeit, sondern schon Jahrtausende vorher

ein ebenso wohnliches wie zweckmäßiges Gebäude war.

Bereits in den beiden letzten Perioden der mittleren Steinzeit hatten die nordischen Vorfahren der späteren arischen Völkerfamilie damit begonnen, Häuser zu erbauen. Auf den Wohnplätzen der sogenannten Maglemosekultur, die das 10. bis 7. Jahrtausend vor Zeitwende erfüllte, finden sich bereits die ersten Ansätze zum Blockhausbau. Hier, in unmittelbarer Nähe des seit dem Ende der eigentlichen Eiszeit ständig zurückweichenden polaren Gletschermassivs hatte die europäische Menschheit zuerst das Bedürfnis gehabt, sich durch widerstandfähige Bauten vor den Unbilden der Witterung zu schützen, und hierbei war sie bezeichnenderweise gleich zu Anfang auf diejenige Formgebung gekommen, die bis heute für das nordische Haus maßgebend geblieben ist, den rechteckigen Blockbau. Horizontal übereinander gelegte Rundhölzer, welche zwischen oder an dünnen, tief in den Boden gerammten Pfählen befestigt waren, bildeten die Wände. Ein von starken Säulen getragener Dachfirst diente als Stütze des meist aus Schilf oder Rohr bestehenden Daches.

In allen folgenden Kulturperioden hat sich dieser im letzten Abschnitt der Mittelsteinzeit, der sogenannten Muschelhaufenzeit, bereits zu verhältnismäßiger großer Vollendung entwickelte Bautypus mit erstaunlicher Zähigkeit behauptet. Es versteht sich von selbst,

daß mit dem raschen Vorschreiten der materiellen Kultur namentlich in der Jungsteinzeit auch die Wohnbedürfnisse anspruchsvoller wurden. Die Häuser wurden größer, und da man jetzt gelernt hatte, die Köpfe der die Wand stützenden Pfosten mit horizontalen Balken zu verbinden, deren Enden ihrerseits die auf dem First aufliegenden Dachsparren trugen, war das spätsteinzeitliche Haus sozusagen bereits zweigeschossig geworden. Denn natürlich konnte man die das Haus breit überquerenden Horizontalbalken als Auflage für einen Zwischenboden benutzen, und dieser Typus mit wenigstens längs der Seitenwände verlaufenden Vorratsböden blieb während der ganzen Bronzezeit herrschend. Während die ältere Jungsteinzeit nur einen einzigen großen Raum gekannt hatte, in dessen Mitte der aus Steinplatten festgefügte Herd sich befand, begann man bereits gegen Ende der Jungsteinzeit, die Vorderwand mit der Haustür ein wenig ins Haus hineinzurücken, sodaß eine Art Vorlaube entstand, ein freier Platz, der mit überdacht war, und einen vorteilhaften Aufenthaltsraum halb im Freien abgab. Von diesem Typus, der die letzten beiden vorchristlichen Jahrtausende erfüllt, bis zur eigentlichen germanischen Halle war nur ein kleiner Schritt.

Denn schon seit etwa 800 v. Zw. waren Häuser mit einer Grundfläche bis zu 8 × 12 m nichts Seltenes mehr und diese geräumigen, vorerst noch immer

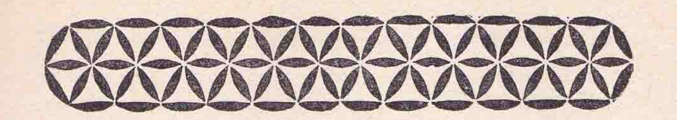
nicht weiter abgeteilten Bauten wuchsen in der Folgezeit zu ganz erstaunlichen Ausmaßen heran. Sein Licht erhielt der Innenraum nur durch die beiden in den Giebelwänden unterhalb des Firstes ausgesparten dreieckigen Rauchabzugslöcher. Handelte es sich um die Halle eines Fürsten oder eines vornehmen Großbauern, so zog sich längs der beiden Seitenwände je eine lange Bank hin, die zugleich als Schlafstätte diente. Denn Vieh und Vorräte hatte man schon längst in besonderen, nach dem gleichen Schema erbauten, aber meist kleineren Gebäuden untergebracht, sodaß das eigentliche Wohnhaus lediglich als Aufenthaltsraum für die Familie und bei vornehmen Herren für die Gefolgen diente. Je nach der Verwendungsart wurde es mehr oder minder prächtig mit Schnitzereien im Gebälk verziert, und auch die Sitte, die Seitenwände mit langen, farbig gewirkten Teppichen zu verhängen, reicht weit in vorchristliche Zeit zurück. Schon in jungsteinzeitlichen Häusern findet man bisweilen regelrechte Wandbekleidungen wie Birkenrindentapeten als Vorstufen dieser Entwicklung.

Anstelle des altertümlichen Blockbaus bildete man, wo immer Lehm in ausreichender Menge vorhanden war, bereits seit der jüngeren Steinzeit die Seitenwände aus starkem Geflecht, das dann mörtelmäßig verputzt wurde, vor allem aus dem Grunde, weil diese Bauart viel besseren Schutz gegen Wind

und Wetter abgab. Erst als man gelernt hatte, Balken völlig gleichmäßig zu hobeln, kehrte man zum Blockbau zurück, der nun aus ineinandergefügten und an den Ecken verschränkten Balkenlagen bestand. Dieser Typus herrschte bis zur Karolingerzeit vor, und erst der Gebrauch gebrannter Ziegel brachte eine, wenn auch nur geringfügige Veränderung, indem man nun die Zwischenräume zwischen den tragenden Pfosten der Seitenwände fachwerkmäßig ausmauerte. Diese Bauart hat sich im niedersächsischen Haus bis heute erhalten, wie denn überhaupt dieses im Grundriß und in der äußeren Formgebung völlig dem germanischen Hallenbau gleicht. Nur dadurch, daß der niedersächsische Großbauer Stall und Scheune mit den Wohnräumen vereinigte, kam eine landschaftliche Besonderheit hinzu. Der altgermanische Hof hingegen bestand regelmäßig aus einem ganzen Gebäudekomplex, und zwar waren die Nebengebäude entweder in einer langen Reihe angeordnet wie noch heute in Island, oder umrahmten einen rechteckigen Platz, an dessen einer Schmalseite das Hauptgebäude stand. Das ganze war lediglich zur Abwehr wilder Tiere mit einem Palisadenzaun umgeben, der gelegentlich auch bei Überfällen gute Dienste tun konnte.

Wir sehen also: das germanische Haus hat in vieltausendjähriger Entwicklung seinen Typus nahezu unverändert bewahrt. Ob Königshalle oder klein-

ste Hütte, ob Bronzezeit oder Frühmittelalter, — immer zeigt es den gleichen, der nordischen Art gemäßen Typus, der noch heute beim niedersächsischen oder norwegisch-schwedischen Bauernhaus uns so eigenartig ehrwürdig anmutet. Die holzgefügte Halle mit dem Rieddach, die, dem altererbten Bilde folgend, von Generation zu Generation immer wieder völlig in der gleichen Weise errichtet wurde, ist durch mehr als acht Jahrtausende der Inbegriff nordischen Heimatsinns geblieben, und wird es, wenn nicht alles trügt, noch weitere Jahrtausende bleiben.



Dorf und Siedlungsweise der Germanen

Wie wohnten unsre Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit?

Seit frühster Urzeit sind die Germanen ein seßhaftes Volk gewesen. Das Land, wo dereinst, nach dem letzten Abklingen der Eiszeit, aus dem arischen Urvolk der eigentliche Germanenstamm sich bildete, ist noch heute das Kerngebiet seiner reinblütigsten Vertreter, und nur eine blinde Voreingenommenheit konnte die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts auf den Gedanken bringen, daß dieses hochkultivierte und in allen seinen Erzeugnissen eine eigenständige Prägung tragende Volk eine Art nomadisches Dasein geführt habe. Aber die übermächtige biblische Fabel vom Ursprung aller Menschen aus dem Morgenlande spukte länger, als man zugeben mochte, in den Köpfen der Historiker und Sprachwissenschaftler, und nachdem man längst erkannt hatte, daß die Heimat aller indogermanischen Völker nie

und nimmer irgendwo im fernen Osten, sondern im Norden Europas zu suchen sei, behielt man noch immer die törichten Lehrmeinungen vom unsteten und halbbarbarischen Siedlungswesen unsrer Vorfahren bei. Erst die neuzeitliche Spatenwissenschaft hat endgiltig mit den überalterten Irrtümern aufgeräumt und einwandfrei nachgewiesen, daß seit dem fünften Jahrtausend vor Zeitwende die nordischen Urbewohner Norddeutschlands und Skandinaviens in ununterbrochener Siedlung ihr Land bebauten und bewohnten. Als dann später, ungefähr um 3000 v. Zw., aus dem nordischen Urvolk die eigentlichen Germanen entstanden, war die Bau- und Siedlungsweise bereits derart vorgeschritten, daß sich, von der ständig zunehmenden Bevölkerungsdichte abgesehen, bis ins Frühmittelalter nichts Wesentliches mehr zu ändern brauchte.

Die wichtigste Grundlage des germanischen völkischen Bestandes und somit auch des Staats- und Gemeinwesens war seit Anbeginn der Bauernhof. Von alters her war er Heimat und Eigentum einer Sippe, und es scheint so, als hätte in älteren Zeiten jeder Einzelhof einer Mehrzahl von Familien als Wohnstätte gedient. Allerdings hat sich schon frühzeitig das Bedürfnis herausgebildet, für eine Mehrzahl von Söhnen kleinere Nebenhöfe um das Hauptanwesen herumzugruppieren, was im Laufe größerer Zeiträume zur Folge hatte, daß mitunter

ganze Landstriche von nahe verwandten Geschlechtern besiedelt waren. In Gegenden, wo keinerlei fremde Zuwanderung seit der ersten Besiedlung mehr erfolgt ist, also in Nordschweden und Norwegen, hat sich diese eigentümliche Art der Verbundenheit von Sippe und Landschaft bis heute erhalten.

Nur Freie hatten Land- und Ackerbesitz. Denn seit Ausgang der mittleren Steinzeit waren die Bewohner der Nordlande ausschließlich Ackerbauer und Fischer, und das hatte zur selbstverständlichen Voraussetzung, daß jedem Geschlecht ein auskömmlicher Lebensbereich zur Verfügung stand. Die eigentliche Feldwirtschaft, die wir hier nicht eingehend betrachten können, war stets der Ausgangspunkt des staatlichen Lebens, und daher konnten auch nur die Inhaber einer „Ackernahrung" irgendwelche politischen Rechte ausüben. Ein großer Teil der Halb- und Unfreien gehörte zu Grund und Boden und nahm am wesentlichsten Recht des freien Mannes, dem der Landesverteidigung, nicht oder nur in Ausnahmefällen teil.

Oft hört man auch heute noch die alte irrige Ansicht, die Germanen seien in erster Linie ein Jägervolk gewesen. Gewiß hat in der Stein- und Bronzezeit der Anteil der Wildausbeute an der Gesamternährung zweifellos eine weit größere Rolle gespielt als etwa um die Zeitwende, aber es wäre doch völlig falsch, nun etwa den Sachverhalt so aufzufassen,

wie ihn manche populäre Darsteller, vor allem bei bildlicher Wiedergabe germanischer Zustände, zum Ausdruck bringen, nämlich so, daß im germanischen Hof eine fellbekleidete Schar von Frauen und Kindern darauf wartet, daß der Vater auf starken Schultern einen Wildeber oder Hirsch zum Mittagessen angeschleppt bringt. Das Leben in einem germanischen Großhof wird sich bereits ums Jahr 2000 v. Zw. von dem in einem heutigen niedersächsischen oder norwegischen Gut kaum unterschieden haben. Die Viehzucht spielte noch keine so große Rolle wie jetzt, da man ja Fleisch nur für den Eigenbedarf zu schaffen brauchte und hierbei der verhältnismäßig große Ertrag der Jagd tatsächlich mit wirtschaften half. Dagegen bildete nicht nur nach dem einstimmigen Zeugnis der späteren schriftlichen Quellen, sondern vor allem nach dem Ergebnis der Grabungen die Milchnahrung den Hauptanteil der Verpflegung der recht erheblichen Menschenmassen im nordisch deutschen Raum. Denn bereits bei Beginn der Eisenzeit war zum mindesten das Kerngebiet der Germanen, also Südschweden, Dänemark und Norddeutschland, so außerordentlich dicht besiedelt, daß die Verschiebungen der sogenannten Völkerwanderung schon aus diesem Grunde zwangsläufig erfolgen mußten, weil für die rasch wachsende Volkszahl auf dem bisherigen Siedlungsboden kein Raum mehr war. Während über die Be-

völkerungsverhältnisse der frühgeschichtlichen Zeit bislang uferloser Streit der Gelehrten herrschte, haben neuere, vor allem skandinavische Ausgrabungen gezeigt, daß in denjenigen Gebieten, von denen der politische Druck der Völkerwanderungszeit ausging, eine dichtere Siedlungsweise herrschte als heute.

Im allgemeinen herrschte das System der Einzelhöfe vor, wenigstens im germanischen Urgebiet, wo es sich vor allem in Dänemark und Niedersachsen bis jetzt erhalten konnte. Das besagt aber nicht, daß nicht überall auch richtige Dörfer, die mitunter ganz beträchtlichen Umfang erlangen konnten, vorhanden waren. Schon in der Muschelhaufenzeit, also um 6000 v. Zw., gab es in Nähe der großen Fang- und Speiseplätze dicht gedrängte Ansammlungen von Häusern und Hütten, die, wie wir es aus einem besonders eindrucksvollen Beispiel am Mariagerfjord herauslesen können, in erster Linie aus militärischen Gründen, also zwecks wirksamerer Abwehr gemeinsamer Feinde, sich als notwendig erwiesen hatten. In späteren Zeiten bildeten sich fast überall an den großen, gut gepflegten Handelsstraßen, meist als Hauptorte der Gaue, Ortschaften heraus, die wir am treffendsten mit der Bezeichnung „Marktflecken" charakterisieren. Als Mittelpunkte der Gaue, vor allem aber als Tausch- und Umschlagsplätze des seit der Bronzezeit außerordentlich weitverzweigten Handels spielten diese größeren Dörfer schon in

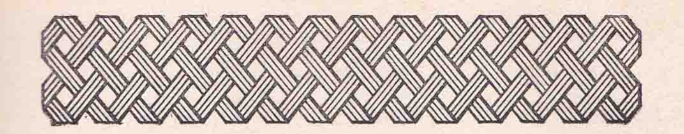
frühgeschichtlicher Zeit eine wichtige Rolle. Leider geben die schriftlichen Quellen für die Mehrzahl der heute noch bestehenden derartigen Gauhauptorte keinen Anhaltspunkt über die Zeit ihrer Entstehung. Obwohl infolge mehrfacher Überbauung nur in seltenen Ausnahmefällen Bodenfunde eine genauere Bestimmung ermöglichen, so ist doch das hohe Alter mancher solcher Siedlungen höchst wahrscheinlich, wie schon die Altertümlichkeit vieler Ortsnamen erweist. Fast immer knüpfen diese an die naturgegebene Eigenheit des betreffenden Ortes an. Da erinnert Gütersloh an einen Bannwald (loh), — zahlreiche Bildungen mit -mar (wie Geismar) an heilige Quellen, wie überhaupt das Wasser in vielfältigen Zusammensetzungen mit -affa, -aha (-au, -a, -ach oder -furt) eine große Rolle spielt. Denn es steckt ebenso im „Biberwasser" Bebra (Biberaha) wie im „Auerochsenbach" Urach. Ortsnamen mit -lar weisen ebenfalls auf besonders ehrwürdiges Alter, denn sie beziehen sich auf heilige Stätten, wie Friedeslar (Fritzlar).

Etwas anderes als diese offenen Marktflecken waren diejenigen festen Plätze, die in den römischen Quellen als oppida, also „Städte" bezeichnet werden, ohne daß indessen diese Benennung darauf paßt. Es handelt sich vielmehr um die großen, vorwiegend in bedrohten Markländern angelegten Volksburgen, die man besser als Fluchtburgen oder

Ringwälle auffaßt. Hier wurden in Zeiten der Gefahr alle Gaugenossen mitsamt Vieh und Fahrhabe geborgen, und hinter den mächtigen Stein- und Erdwällen der stets an zur Verteidigung hervorragend geeigneten Punkten gelegenen Wehranlagen konnten die Volksgenossen sich auch gegenüber feindlicher Überzahl völlig gesichert fühlen. Die chattische Hauptburg Mattium hat bei ihrer Ausgrabung gezeigt, daß auch in Friedenszeiten eine größere Anzahl Menschen innerhalb der Wälle wohnte, wohl in erster Linie, um die ganze Anlage in wehrfähigem Zustand zu erhalten und vor plötzlichen Handstreichen zu sichern. Die von römischen Chronisten genannten „Städte" Teutoburg, Askiburg, Quadriburg und andere waren solche Anlagen, und wenn die Ausgrabungen weiter vorgeschritten sein werden, wird sich vermutlich zeigen, daß diesen Volksburgen, die zugleich Thingstätten und Heiligtümer waren, außerdem noch eine große politische Bedeutung zukam.

Es ist also nichts mit der leider noch immer landläufigen überalterten Ansicht, die Wohn- und Siedlungsweise unsrer Vorfahren sei primitiv und barbarisch gewesen. Das germanische Deutschland war schon in den Jahrtausenden vor Zeitwende ein wohlbebautes und dichtbesiedeltes Land, dessen einziger Unterschied gegenüber den übrigen Ländern des damaligen Europa darin bestand, daß seine Bewohner

allzu massenmäßige Häufung von Menschen in steinernen Städten haßten und daher vermieden. Selbstverständlich hätte dieses hochkultivierte Volk, wenn es gewollt hätte, die ihm ja genugsam bekannten festen Städte seiner südlichen Nachbarvölker nachahmen können, aber es ist das kennzeichnende Verhalten der nordischen Art, nur das Wesensgemäße dem eigenen Lebensbereich einzugliedern. So verharrten die Germanen länger als ihre arischen Bruder- und Sendlingsvölker bei der aus Blut und Boden erwachsenen nordischen Siedlungsweise, die dem Einzelnen und der Sippe größtmöglichen Lebensraum zuwies. Wir dürfen nicht vergessen, daß sich aus solchem Verhalten erst richtig verstehen läßt, warum der Germanen höchstes Gut die Freiheit war.



Ackerbau und Feldwirtschaft der Germanen

Die Entwicklung der bodenständigen germanischen Wirtschaftsformen in der Stein-, Bronze- und älteren Eisenzeit

Als das Abklingen der Eiszeit den bis dahin als Jäger in den nordeuropäischen Steppen schweifenden nordischen Völkern die Seßhaftmachung ermöglichte, spielte bei der Begründung der Gemeinwesen die Ernährung durchaus noch nicht dieselbe Rolle wie später. Eine überreiche Tierwelt bot sich allenthalben als bequeme Nahrung an. Und da die Vorfahren der späteren nordischen Rasse ihren mit dem Eise zurückweichenden Jagdtieren in den Norden gefolgt waren, wird die altgewohnte harte Ernährung, wie sie Jahrzehntausende während der Altsteinzeit des westlichen Mitteleuropa bestanden hatte, zunächst noch längere Zeit unverändert beibehalten worden sein. Denn nur langsam gewöhnten sich unsere Vorfahren daran, die für sie neuen, typischen Nahrungsschätze der nordischen Landschaft auszunützen, und

erst von der letzten Periode der Mittelsteinzeit an wurde die Auster ihr Hauptnahrungsmittel. Der Abfall dieser köstlichen Ernährung türmte sich vor ihren Wohnstätten zu hohen Bergen auf, und diese Muschelhaufen sind es, die uns die erste genaue Kunde von kulturellen Einzelheiten dadurch vermitteln, daß sie außer den weggeworfenen Resten der Mahlzeiten, also auch den Knochen der verspeisten Jagdtiere, unbrauchbar gewordene Waffen und Hausgeräte enthalten.

Wir wissen noch nicht genau, wann die umwälzende Neuerung planmäßigen Ackerbaus im Norden sich einbürgerte. Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß bereits in der reinen Jägerzeit einige wildwachsende Getreidearten bekannt waren und als Nahrungsmittel benutzt wurden. Aber eine solche Sammlung der Ausbeute bedeutet noch keine Feldwirtschaft. Der entscheidende Schritt ist das Säen durch Menschenhand, das die zweckvolle Erkenntnis voraussetzt, daß man auf diese Weise mit geringerer Mühewaltung als beim Sammeln den vielfachen Ertrag erzielt. Hierbei spielt keine Rolle, daß man sich zunächst natürlich auf winzige Anbauflächen beschränkte, die selbstverständlich mit der Hacke bearbeitet wurden. Diese Stufe der Entwicklung füllt die gesamte Mittelsteinzeit aus, aber wahrscheinlich schon in deren letzten Abschnitt kam mit dem raschen Wachsen der Bevölkerung auch das Bedürfnis auf,



Schwerter und Helm der Eisenzeit



Krieger der Eisenzeit

größere Flächen regelmäßig anzubauen. Vermutlich hat man schon sehr frühe die allerdings erst für die Jungsteinzeit bezeugte Erfindung des Pfluges gemacht.

Über die Feldwirtschaft unserer Ahnen während der Jungsteinzeit sind wir im Gegensatz zu den früheren Perioden ganz ausgezeichnet unterrichtet. Denn erstens verraten die zahlreicher werdenden Funde eine Menge Einzelheiten vom damaligen Zustand des Ackerbaus und zweitens erschließt die Sprachwissenschaft ein ziemlich genaues Bild des damals vorhandenen Geräte- und Fruchtstandes. Da nämlich die Völker der indogermanischen Sprache sich in der Jungsteinzeit trennten und der Reihe nach die gemeinsame Urheimat verließen, können wir aus der Wortgemeinsamkeit für zahlreiche ackerbauliche und feldwirtschaftliche Gegenstände feststellen, daß diese damals schon beim arischen Urvolk in Gebrauch gewesen sind. In allen arischen Sprachen ist der Acker übereinstimmend benannt, sowie außerdem das Brachland, die Furche, Pflug, Egge und Sichel, der Samen und das Säen, das Mähen und das Dreschen, das Worfeln, die Tenne, das Mahlen und die Mühle. Auch stimmen die Worte für Ähre und Halm überein, sowie die Namen der damals wichtigsten Getreidesorten, Gerste, Hafer, Weizen, Hirse und Spelt. Außerdem lassen sich als damals bereits angebaut feststellen: Bohnen, Erbsen, Rüben, Gurke, Flachs, Mohn, Lauch und Zwiebel, und

zwar sind alle diese Gewächse bereits in der Steinzeit angebaut worden mit einziger Ausnahme des Hafers und der Rübe, die erst von der Bronzezeit an vorkommen. Eine wichtige Rolle spielte bereits in der Steinzeit der Apfel, den man sogar schon zu veredeln verstand. Wir sehen also, daß unsere steinzeitlichen Vorfahren über eine weitausgedehntere Vielfältigkeit ackerbaulicher Erzeugung verfügten, als die gleichzeitigen Kulturen des vorderen Orients, die einige der obengenannten Feldfrüchte und Geräte nicht kannten.

Von der mittleren Jungsteinzeit an, und zwar hauptsächlich wegen der rasch wachsenden Volkszahl der Nordvölker, trat neben die Feldwirtschaft eine immer mehr an Bedeutung zunehmende Viehzucht. Während nämlich in der Muschelhaufenzeit außer dem regelmäßig gehaltenen Hund wahrscheinlich nur Ziegen und Schafe und auch diese nur halbwild gehalten wurden, bildete bereits in der Zeit der Großsteingräber die Rinder- und Schweinezucht eine der wichtigsten Nahrungsquellen unsrer Vorfahren. In Gegenden mit gutem Boden hat von jeher die Rinderzucht überwogen, in solchen mit dürftigem die Ziegen- und Schafzucht. Außerdem spielte eine wichtige Rolle, ob die betreffende Gegend befriedet war oder, wie hauptsächlich die Marklande, kriegerischen Einfällen der Nachbarn ausgesetzt. Denn dann bevorzugte man in auffälliger Weise die

Pferde- und Schweinehaltung, und zwar erstere, weil man Pferde in vermehrtem Umfange zur Verteidigung benötigte, und weil außerdem die Pferdeherden leicht und schnell zu bewegen waren, während andrerseits die Schweineherden sich leichter verbergen ließen als andre Viehbestände.

Die Feldwirtschaft unsrer Vorfahren beruhte, wie sich aus der staatlichen Gliederung von selbst ergibt, ursprünglich auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage. Persönlicher Ackerbesitz war den Germanen bis in den Beginn der Völkerwanderungszeit völlig fremd, und noch lange hielt sich die Grundauffassung, daß das anbaufähige Land nicht dem Einzelnen, sondern der Sippe und der aus deren Gesamtheit bestehenden Gemeinde gehöre. Die Form der Bewirtschaftung des Ackerlandes durch die Markgenossenschaft, wie wir sie aus den ersten römischen Berichten kennen lernen, setzt eine lange Vorentwicklung und die Vollausbildung einer straffen staatlichen Organisation voraus, da sie bereits überall die völlige Unterordnung des Einzelnen unter den Gesamtwillen erreicht. Zwar beziehen sich die von Caesar geschilderten eigentümlichen Verfahren des ständigen Wechsels der Landlose lediglich auf diejenigen Stämme, die als Hüter der Marken ganz besonderen Wert auf erhöhte Wehrhaftigkeit und staatliche Autorität legen mußten, und daher die Entstehung eines eigentlichen Bauernstandes zu Gunsten der dringend nötigen

kriegerischen Beweglichkeit zu verhindern suchten. Im ganzen übrigen germanischen Gebiet herrschte schon damals eine Agrarverfassung, die der von Tacitus geschilderten entspricht: das anbaufähige Land wurde in regelmäßigem Turnus, dessen Dauer sich nach der Güte des Bodens richtete, neu verteilt, wobei jedes Mal das bisher als Acker benützte Gemeindeeigentum zur Gemeindeweide wurde. Auf diese Weise wurde nur ein Teil der gesamten Kulturfläche einer Feldmark jeweils unter dem Pfluge gehalten, sodaß auf eine Ackerkultur von einigen Jahren eine längere Periode der Brache folgte. Diese höchst einsichtige Art der Bodenausnützung bewahrte die Krume vor der bei regelmäßigem Fruchtwechsel unvermeidlichen Gefahr der Übersäuerung, mit der selbst unsre moderne Wissenschaft einen gefährlichen Kampf auszufechten hat.

Mit dieser Art der Feldgraswirtschaft hing die eigentliche Siedlungsweise nur indirekt zusammen. Denn wir sahen bereits, daß von der Mittelsteinzeit an die großen Dörfer unsrer Vorfahren mit außerordentlicher Zähigkeit sich an den Orten erhielten, wo sie in Urzeiten aus verteidigungstechnischen Gründen angelegt worden waren. Erst als anstelle der Bodenbewirtschaftung durch die Markgenossenschaft das freie Sippeneigentum getreten war, was voraussetzte, daß die stärksten Sippen sich nicht mehr vom besten Boden der Feldmarken vertreiben

ließen, entstanden neben den Dörfern jene großen Einzelhöfe, die für das Frühmittelalter typisch sind. Aber daß diese Einzelhöfe sich gerade in den reinblütigsten Gebieten der germanischen Länder zäh bis heute erhalten konnten, nämlich in Norddeutschland, Dänemark, Skandinavien und England, beweist, daß diese Wirtschaftsform, die sozusagen das Endglied einer langen Entwicklung darstellt, die unsrer Rasse gemäßeste ist. Denn sie trägt dem Bedürfnis unsrer Ahnen nach eigenständiger Verwurzelung und stolzem Beharren auf dem Boden der Sippe am stärksten Rechnung, und mußte daher überall dort entstehen, wo germanisches Land verhältnismäßig wenig kriegerischen Gefahren ausgesetzt und daher die Staatsführung zu keiner stärkeren Zusammenballung der wehrhaften Kräfte genötigt war.

Hier ist nicht der Ort, sich über Einzelheiten des bäuerlichen Betriebes zu verbreitern, was sich schon aus dem Grunde erübrigt, weil sich bereits in der Bronze- und früheren Eisenzeit das Leben und Treiben auf einem germanischen Hofe kaum von dem auf einem heutigen niedersächsischen oder friesischen Bauerngut unterschieden hat. Doch sei mit allem Nachdruck betont, daß der germanische Bauer der Vor- und Frühzeit stets in erster Linie Krieger war, denn auf der kämpferischen Grundeinstellung seines Lebens beruhte die Kraft und die Dauer der völkischen Geschlossenheit, der Europa sein heutiges politisches Bild dankt.

Die Haustiere der Germanen

Welche Tiere züchteten und verwendeten unsre Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit?

Dasjenige Tier, mit dem sich der Mensch zuerst in dauernder Lebensgemeinschaft verband, war der Hund. Bereits in der ausgehenden älteren Steinzeit hatten sich die in zahlreichen verschiedenen Rassen ganz Europa durchschweifenden Wildhunde, die wie ihre Verwandten, die Schakale, hauptsächlich von Aas lebten, daran gewöhnt, den Spuren des Menschen zu folgen, um Nutznießer ihrer reichhaltigen Jagdabfälle zu sein. Wahrscheinlich schon in der Zeit vor der Nordwanderung der Rentierjäger wird man gelegentlich die possierlichen Junghunde als Spielzeug für die Kinder in den menschlichen Wohnstätten beherbergt und so nach und nach den scheuen Wildhund zum zutraulichen und gelehrigen Gefährten des Menschen gemacht haben. Als die Ahnen der nordischen Rasse in der späteren Heimat der

Germanen ihre erste bodenständige Kultur entwickelten, war jedenfalls der Haushund schon in mehreren Rassen vertreten, von denen die eine, die im Erscheinungsbilde dem schlanken Typus des Eskimohundes glich, zahlenmäßig bei weitem überwog. Diese Hunderasse hatte eine Schulterhöhe von wenig über 40 cm und war verhältnismäßig schmalschultrig und spitzschnäuzig, sodaß die Vermutung nahe liegt, in ihr die Stammform sowohl der heutigen Eskimohunde wie der spitzähnlichen nordischen Schäferhunde des Mittelalters zu sehen. Ist diese Vermutung richtig, so wird dieser älteste Begleiter des Menschen mit dichtem, mittellangem Fell bekleidet gewesen sein.

Aber bereits von der Bronzezeit an treten im nordischen Gebiet, also bei unsern germanischen Vorfahren, ausgesprochene Windhunde auf, und dieser Typus war es auch, den die arischen Wandervölker bei ihrem Zug nach Süden überall mitführten und den wir daher aus zeitgenössischen Abbildungen schon sehr früh kennen lernen; ein hochbeiniger, kurzhaariger, ausnehmend schlanker und meist dunkel gefärbter Hund mit langem, kahlem Schwanz. Dieser Hund ist unbedingt das Ergebnis einer bewußten Züchtung gewesen und diente wohl ausschließlich Jagdzwecken, während der oben genannte Hütehund in erster Linie zum Schutz der Schafherden und zum Geleiten der Schweineherden Verwen-

dung fand, da ja Rinderzucht keinen Hund erfordert, weil diese sich selbst schützen. In der Folgezeit treten im germanischen Gebiet noch vor der Zeitwende außerordentlich kräftige Braken auf, wie sie die Jagd auf Bär und Wildschwein erforderte. Eine Vergleichung der heutigen Hunderassen mit den Resten aus vorgeschichtlicher Zeit ergibt, daß von den jetzigen Typen, abgesehen von dem eiszeitlichen Hund, am ehesten der französische Hirschhund, der englische Fuchshund und der irische Schafhund den Anspruch haben, den von unsern Vorfahren benützten Rassen am ähnlichsten zu sein. Doch haben die Germanen in der älteren Eisenzeit auch bereits eine Art Terrier besessen, der so ähnlich ausgesehen haben muß wie der heutige Skotchterrier.

Eigentümlich ist nun, daß, obwohl die soziale Stellung als Hirtenhund und besonders als Jagdhund diesen tierischen Lebensgefährten weit über die anderen Haustiere heraushob, der Hund dennoch seinen Namen für die entehrendsten Schimpfworte abgeben mußte. Diese Sitte muß infolgedessen uralt sein und noch aus der Zeit stammen, da man ihn als Vertilger der Abfälle verachtete und also auch noch nicht zum Lebensgefährten gemacht hatte. Denn später hielt man ihn so hoch, daß man ihn regelmäßig feierlich begrub und sogar glaubte, daß er seinem Herrn ins Jenseits folge. Im germanischen Götterhimmel gibt es eine große Anzahl mythischer

Hundegestalten, was beweist, wie hohe Wertschätzung man ihm widmete.

Ebenso wie der Hund ist auch das Rind aus einheimischen wilden Arten von den Vorfahren der Germanen, den Ariern, gezüchtet worden. Es ist vom Beginn der Jungsteinzeit an nicht nur das wichtigste aller Haustiere, sondern geradezu der Wertmesser aller materiellen Güter und somit der Inbegriff von Reichtum und Vermögen. Noch in der Völkerwanderungszeit und im Norden sogar noch später werden sowohl Wergelder wie die Summen des Brautkaufs in Kühen festgesetzt. Wie sehr das Rind im täglichen Leben als Milchspender, als eigentliches Last- und Zugtier und schließlich als Fleisch- und Lederlieferant die überhaupt wichtigste Rolle spielte, braucht hier nicht ausgeführt zu werden, denn hierin hat sich bis heute nichts geändert.

Es ist nun eine sehr umstrittene Frage, aus welchen Urformen das nordische Hausrind gezüchtet worden ist. Von den drei eiszeitlichen Wildrindarten, dem Ur, dem Wisent und dem Breitstirnrind, ist mit Sicherheit nur der erstgenannte in der Ahnenschaft des nordischen Rindes vertreten. Keinesfalls hat unser Hausrind mit dem sogenannten Torfrind der nichtarischen steinzeitlichen Kulturen Mittel- und Südeuropas etwas zu tun, denn dieses ist vermutlich selbständig von diesen Südkulturen aus einer kurzhörnigen Wildrindform gezüchtet worden und

zum Stammtypus aller kleineren und zierlicheren Rinderarten der Gegenwart geworden. Dieses kurzhornige Hausrind war, wie Funde erwiesen haben, jedoch bereits um 5000 v. Zw. in Skandinavien und Schleswig-Holstein vorhanden.

Aus mancherlei Zeugnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft muß man darauf schließen, daß die Viehzucht bei den jungsteinzeitlichen arischen Völkern innerhalb unverhältnismäßig kurzer Zeit sich der klassischen Dreiheit Rind, Schwein und Schaf bemächtigt hat. Es ist wohl möglich, daß das Rind ein wenig später gezähmt wurde, als man mit der Wollwirtschaft begann, denn lange Zeit hat man das Schaf in halbwildem Zustande gehalten. Die Wolle, die man zunächst Jahrtausende lang nur mit den Händen ausraufte, muß schon in der Jungsteinzeit eine große Rolle bei unsern Vorfahren gespielt haben, und gewisse Bedeutungsübergänge bei den indogermanischen Bezeichnungen für Vieh lassen darauf schließen, daß man ursprünglich dem Besitz von Schafen noch größeren Wert beimaß als dem an Rindvieh. Hierfür spricht auch die ausnehmend wichtige Stellung des Widders als Opfertier und die aufschlußreiche Tatsache, daß es Wildschafe, die als Stammeltern unsres Hausschafes gelten können, in Europa nur zur Zeit des Mammuts gegeben hat. Da diese Wildschafe nahezu ausschließlich in den Lößgebieten während den Zwischeneiszeiten

vorkommen, darf man vermuten, daß es bereits den Lößmenschen gelungen ist, sie zu zähmen.

Anders liegt die Sache beim Schwein. Seine Zucht war von Anfang an gebunden an das Vorkommen von Buchen- und Eichenwäldern, und daher fehlte es bei denjenigen indogermanischen Völkern, die in Gegenden mit anderm landschaftlichen Charakter zogen. Dagegen gab es von Anfang an zwei aus verschiedenen Wildschweinsarten gezüchtete Rassen, nämlich die nordische aus der noch heute bei uns lebenden wilden Form und das Torfschwein, das aus einer orientalischen Wildart in Vorderasien entstanden war. Während man früher annahm, daß die südliche Form älter sei, haben neuere Forschungen erwiesen, daß umgekehrt der Anstoß zur Schweinezucht von Nordeuropa ausgegangen ist, denn dort ist in den Buchenwäldern Dänemarks das Schwein schon bei Beginn der Jungsteinzeit in halbwildem Zustande, nämlich in einer Art intensiver Hegewirtschaft, auf waldbestandenen Inseln gehalten worden.

Ganz unsicher ist die Frage, auf welchem Wege die Ziege in den Haustierbestand unsrer Ahnen gelangt ist. Zwar lebte die Wildform, aus der die Hausziege gezüchtet wurde, zusammen mit dem Urschaf in der Lößformation der Zwischeneiszeiten, aber in den älteren Abschnitten der Jungsteinzeit taucht sie so vereinzelt auf, daß man sie noch nicht

zum festen Bestande an Haustieren rechnen kann. Wahrscheinlich ist sie in denjenigen Gegenden, die wegen der Ärmlichkeit ihres Bodens für die Rinderhaltung sich nicht eigneten, von Anfang an in stärkerem Maße gezüchtet worden. Außerdem wurde sie natürlich wegen der Einfachheit ihrer Haltung vor allem von den Ärmeren bevorzugt. Ihre hohe Wichtigkeit als Opfertiere wird mit gewissen ständischen Unterschieden und vor allem mit dem Emporstieg Thors zur Bedeutung des Ernteschutzgottes zusammenhängen. Außerdem war von Anbeginn der Webkunst an ihr Haar besonders hochgeschätzt, sodaß sie, da sie zugleich als Milch- und Käselieferant geschätzt war, von nicht geringer sozialer Bedeutung für unsre Vorfahren war. Hierbei sei nicht unerwähnt, daß nach einer Nachricht des Plinius die überhaupt beste Seife aus Ziegenfett hergestellt wurde.

Das Pferd war bekanntlich das wichtigste Jagdtier aller spätsteinzeitlichen Kulturen. Doch steht fest, daß es bis zum Ausgang der Eiszeit nirgends gezähmt wurde. Wann und wo den Menschen dieser wichtige Schritt gelang, ist noch sehr umstritten, und Übereinstimmung herrscht nur darüber, daß es irgendwo in den Rückzugsgebieten der eiszeitlichen Wildpferdrassen entweder in Nord- oder in Osteuropa geschehen sein muß. Waren doch die Restbestände der einstigen unermeßlich großen Wildpferdherden

selbst in Deutschland so bedeutend, daß sich ein kleiner Bestand bis heute erhalten konnte. Daher haben die arischen Völker vor ihrer Trennung zweifellos das Pferd als Jagdtier gekannt, wenn es auch als Haustier erst im allerletzten Abschnitt der Jungsteinzeit bezeugt ist, wo es jedoch zahlenmäßig so hinter den anderen bereits gezähmten Tieren zurücktritt, daß mit Sicherheit anzunehmen ist, daß es in der Volkswirtschaft der damaligen Bauern eine ganz andere Rolle gespielt hat als später. Unzweifelhaft überwog von Anfang an seine Bedeutung im Kriege. Dieser Stellung entspricht auch sein Vorkommen während der ganzen Bronzezeit, in der es stets in erster Linie als Reittier und zum Ziehen von Streitwagen verwendet wurde. Aber noch lange erhielt sich eine Erinnerung an die steinzeitliche Sonderstellung dieses Tieres darin, daß man gewisse Pferdeherden ausschließlich zu Opferzwecken hielt, wie denn überhaupt seit dem Heraufkommen Odin-Wotans das Pferd zum vornehmsten Opfertier unsrer Vorfahren wurde. Auch die eigentümliche Tatsache, daß die Germanen sich sehr lange scheuten, das Kriegsroß als Arbeitstier zu verwenden, spiegelt diese uralte Verehrung für den tapferen Helfer im Kampfe. Erwähnt sei schließlich noch, daß alle Kulturvölker des Orients das Pferd erst durch die Arier kennen lernten, die es aus ihrer mitteleuropäischen Heimat mit nach Süden brachten.

Im Gegensatz zu allen bisher genannten Säugetieren ist der Esel im vorgeschichtlichen Europa unbekannt gewesen. Erst von Beginn der älteren Eisenzeit an trat dieses vornehmlich von den Semiten bevorzugte Haustier seinen Weg von Süden nach Norden an, der es von Italien aus über das Keltenland auch nach Germanien führte. Bezeichnenderweise stammt der jetzige europäische Hausesel vom ostafrikanischen Steppenesel ab und nicht vom westasiatischen Wildesel, aus dem die Semiten ihr Haustier gezüchtet hatten. Noch ein anderes Säugetier unsres heutigen Haustierbestandes ist unsren Vorfahren lange unbekannt gewesen, nämlich die Hauskatze, die auf einem sehr ähnlichen Wege von Ägypten aus wahrscheinlich im 4. Jahrhundert n. Zw. zu den Germanen gelangte. Sie benannten dies neue zahme Haustier nach der ihnen wohlbekannten und heiligen, in ganz Nordeuropa heimischen Wildform, die der Freya heilig war, aber, weil sie völlig unzähmbar ist, niemals im Hause gehalten werden kann. Noch später als die Hauskatze gelangte schließlich das Kaninchen, ein von den Iberern in Spanien gezüchtetes Haustier, kurz vor 500 n. Zw. auch zu unsern Vorfahren.

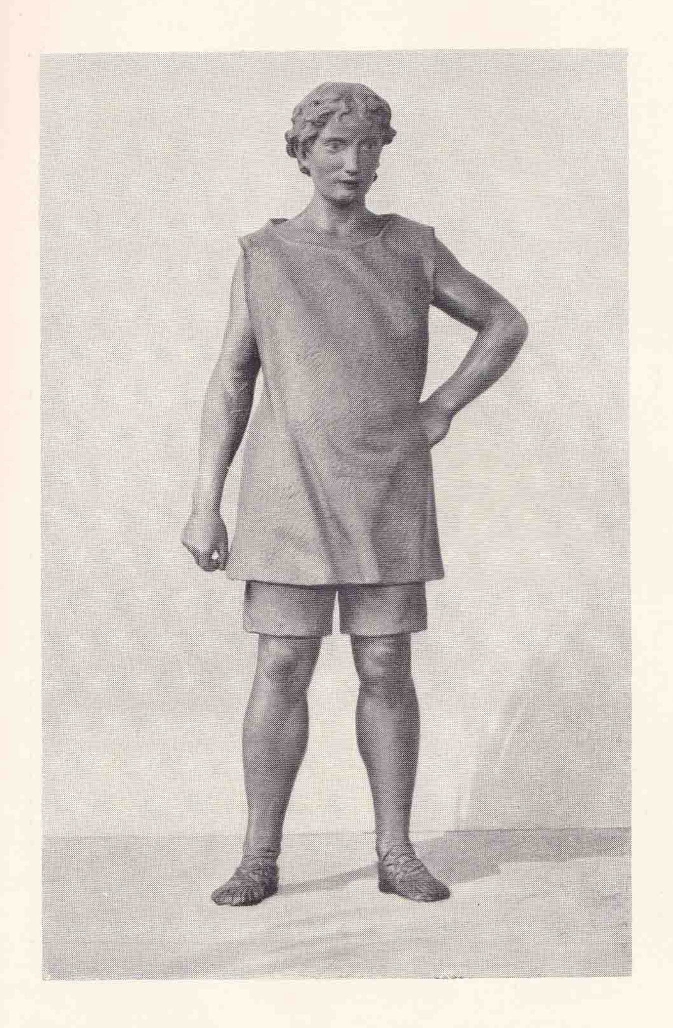
Im Gegensatz zu allen diesen Säugetieren sind die Vögel erst verhältnismäßig spät in die häusliche Gemeinschaft unsrer Vorfahren eingetreten. In der Jungsteinzeit fehlen sie sämtlich, und erst von der

mittleren Bronzezeit an taucht, wenn auch vereinzelt, das zuerst in Indien gezüchtete und von den Iraniern verbreitete Huhn vereinzelt in Mittel- und Nordeuropa auf. Zwar verwendete man den Hahn zunächst lange Zeit ausschließlich als Wecker, also als heiligen Verkünder des kommenden Tags, der weder getötet noch gegessen werden durfte. Eigentliche Hühnerzucht ist erst im 2. Jahrhundert n. Zw. bei den Germanen bezeugt und hatte auch in den nächsten Jahrhunderten nur geringe soziale Bedeutung.

Dagegen ist die Gans als Haustier wesentlich älter und ist wahrscheinlich überhaupt der erste Vogel gewesen, der sich an den Menschen gewöhnt hat. Wohl schon in der ersten Zeit der Gänsehaltung wird man auf den Gedanken gekommen sein, die wärmenden Daunen für Federbetten und Polster auszunützen, — eine Erfindung, die auf dem Wege über die Kelten viel später auch der klassischen Welt übermittelt wurde. Allerdings galten noch lange die Gänse weniger als eigentliche Haustiere, sondern als Luxus, an dem man seine Freude hatte, wie man denn auch nach Ausweis der Funde außerdem mit Vorliebe eine große Anzahl anderer stattlicher Vögel, so vor allem Kranich, Rabe, Häher und vor allem Ente und Fasan regelmäßig auf den Höfen hielt. Dieser Bewertung entspricht auch, daß verhältnismäßig oft in Gräbern von der Bronzezeit

an solche Lieblingstiere mit ihrem Besitzer gemeinsam bestattet wurden. Auch in frühgeschichtlicher Zeit war die Ente noch nicht zum Haustier geworden, während man inzwischen dazu übergegangen war, wenigstens Hühner und Gänse des Fleisches und der Eier wegen planmäßig zu züchten. Die Taube hingegen ist (abgesehen von einer einzigen gotischen Bezeugung) überhaupt erst in karolingischer Zeit, und auch da nur als Schmuckvogel gehalten worden und spielt daher im Gegensatz zu den bisher genannten Vögeln in der germanischen Mythologie überhaupt keine Rolle. Eher könnte man schon den Jagdfalken und den Habicht unter die germanischen Haustiere rechnen, weil von ältester Zeit an edle Beizvögel regelmäßig gehalten wurden und nicht, wie man früher glaubte, erst durch die Römer bei ihnen eingeführt worden sind. Schließlich sei zum Schluß noch der Pfau erwähnt, den die Germanen vermutlich im 3. Jahrhundert n. Zw. durch die Römer kennen lernten und seitdem besonders gern als Hofschmuck hielten, eine Rolle, die bis dahin bei ihnen die Trappe gespielt hatte. Der Truthahn hingegen war ihnen völlig unbekannt, denn er wurde erst 1533 in Nordeuropa eingeführt.

So war der Haustierbestand unsrer Vorfahren zwar hinsichtlich der Säugetiere bereits vor vielen tausend Jahren nahezu genau derselbe wie heute, während beim Geflügel eine völlig andere Einstel-



Arbeitstracht



Bäuerliche Tracht

lung zu dieser Tierkategorie nicht nur die soziale Bewertung, sondern auch das psychische Verhalten bestimmte. Diese Entwicklung wirkt unverkennbar bis heute nach, und es ist kein Zufall, daß von allen Tieren, die unsre Hausgemeinschaft teilen, uns gerade dasjenige am nächsten steht, dessen Gewöhnung an den Menschen ein volles Jahrzehntausend älter ist als bei allen übrigen Tieren: der Hund. Doch darf man beim menschlichen Verhalten gegenüber der vierbeinigen Kreatur nie vergessen, daß unsre Vorfahren ein noch weit engeres seelisches Band mit ihren Jagdtieren verknüpfte, so daß diese im Mythos und damit in allen Gebieten geistigen Verhaltens eine weit wichtigere Rolle spielen als ihre zahmen Artgenossen, die sich in menschlichen Dienst begeben hatten.



Die Ernährung der Germanen

Was aßen unsre Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit?

Als die Ahnen der späteren nordischen Rasse den zurückweichenden Gletschern der Eiszeit in dasjenige Gebiet folgten, das alsbald zur Urheimat der Arier und damit auch der Germanen werden sollte, waren sie noch ein Jägervolk. Doch hatten sie bereits in den letzten Abschnitten der Altsteinzeit jenen Entwicklungsstand erreicht, den man als „Sammlerdasein" bezeichnet. Das heißt, daß die Frauen zur Ergänzung der fleischlichen Nahrung im Wald und auf der damals Nordeuropa fast ausschließlich bedeckenden Steppe diejenigen Nahrungsmittel zusammentrugen, die als Zukost ohne komplizierte Aufbereitung Verwendung finden konnten. Schon sehr früh kam man hierbei darauf, wildwachsende Gräsersorten zu verwenden, und wahrscheinlich noch vor dem Ende der eigentlichen Eiszeit erreichte man das

Stadium des Hackbaus, das bereits als Vorstufe einer richtigen Feldwirtschaft angesehen werden muß. Um sich die Mühe des Einsammelns zu ersparen, verpflanzte man diejenigen Gewächse, deren man bedurfte, in die Nähe der Wohnstätten, wobei man sich als zunächst einzigen Gerätes der Hacke bediente. Dieser Zustand hat verhältnismäßig lange Zeit angehalten.

Im Norden diente also, wie wir eben sahen, das Fleisch der Jagdtiere lange Zeit als Hauptnahrungsmittel. Es ist noch ungeklärt, wann eigentlich der Fischfang in größerem Ausmaß als Ernährungsquelle hinzutrat, und wann insbesondere die grundlegende Erfindung des Netzes gemacht worden ist. Zweifellos war schon bei Beginn der Mittelsteinzeit, also um 16000 v. Zw., der Fang größerer Meerestiere vermittels Harpunen möglich, so daß neben Wildpferd und Ren, die bisher hauptsächlichen Jagdtiere, Robben, Seehunde und Großfische getreten sind. Ein wenig später lernte man den Genuß der Auster kennen, und dieses köstliche Nahrungsmittel wurde von unsern Vorfahren in so riesigen Mengen gesammelt und verbraucht, daß die mächtigen Haufen von Schalen noch heute die ehemaligen Siedlungsstätten verraten.

Wahrscheinlich noch während der Mittelsteinzeit, und zwar etwa um 5000 v. Zw., ging man dazu über, planmäßige Feldwirtschaft zu treiben, und

zwar zunächst in der Form intensiven Hackbaus. Dieser Übergang zu einer völlig neuen Ernährungsform setzt zweierlei voraus: starke Bevölkerungszunahme und das Vorhandensein staatlicher Ordnung. Nomaden sind unsre Vorfahren im Norden niemals gewesen, denn sogleich nach ihrer Einwanderung begründeten sie feste Wohnsitze, an denen sie zäh festhielten. Daher ist es sehr häufig, daß Siedlungen, die bereits in der Mittelsteinzeit gegründet wurden, noch heute bestehen, und zwar in der Form, daß jetzige Dörfer, deren Vorhandensein in der Stein- und Bronzezeit durch Bodenfunde bezeugt ist, bereits in der Mittelsteinzeit gegründet sein müssen, wie die ihnen vorgelagerten Muschelhaufen beweisen. Dies aber setzt voraus, daß schon damals die ersten Ansätze zu Gemeinde- und Staatsleben sich herausgebildet haben müssen, denn eine geordnete Feldwirtschaft ist nur denkbar, wenn eine gewisse Sicherheit nicht nur in der Gemeinde, sondern im ganzen Lande demjenigen, der den Acker bestellt, auch die Gewähr gibt, die Ernte bergen zu können.

Gleichzeitig mit dem Beginn des Ackerbaus fängt auch die Viehwirtschaft an eine große Rolle zu spielen, und zwar sowohl in bezug auf Fleisch wie auf Milch. Die letztgenannten Nahrungsmittel sind es, die noch Caesar als den Grundstock der germanischen Verpflegung kennt, was man aber ja nicht so deuten darf, als hätten die Ackerfrüchte nicht auch eine

große Rolle gespielt. Vielmehr muß man das Zeugnis des großen Feldherrn zunächst einmal aus den damaligen italienischen Verhältnissen verstehen, wo für die Verpflegung der breiten Volksmassen weder Fleisch noch Milch, sondern fast ausschließlich pflanzliche Nahrungsmittel Verwendung fanden. Daher mußte es den Römer wundern, daß in Deutschland, das doch einen sehr ausgedehnten Ackerbau besaß, trotzdem die Ernährung, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, vorwiegend fleischlich geblieben war.

Noch in frühgeschichtlicher Zeit genoß der kriegerische Mann das Ochsen- und Pferdefleisch niemals gekocht, sondern in der Weise, die wir heute als gegrillt bezeichnen würden, also im eigenen Saft geröstet. Man bevorzugte hierbei eine möglichst rohe Zubereitungsweise ganz in der Art, wie sie sich in England und Skandinavien bis heute erhalten hat, und zwar sowohl in der Form des Beafsteaks, oder als luftgetrocknetes Dörrfleisch, wie das heutige friesische Nagelholz. Überhaupt muß man schon sehr früh eine vorgeschrittene Bearbeitungsweise erlangt haben, denn zur Zeit, als die Germanen mit den Römern in Berührung kamen, gab es bereits Schinken in der heutigen Art, und Würste, was beides die Römer von den Germanen übernahmen. Auch die Kunst des Pökelns und Einsalzens kannte man schon. Dies war um so nötiger, weil eine ratio-

nelle Tierwirtschaft beim herbstlichen Beginn der Stallhaltung die Kopfzahl des Viehs beschränken muß und daher auf Konservierung der Fleischvorräte angewiesen ist.

Die Zahl der Tiere, deren Fleisch man aß, war erheblich größer als heute. Nicht nur alle Haustiere, in der Muschelhaufenzeit sogar der Hund, wurden verspeist, sondern auch eine ganze Menge Jagdtiere, die man heute nicht mehr ißt. Daß das Pferd, und zwar sowohl das Wildpferd wie das Hauspferd, das am höchsten geschätzte und dabei kostbarste Gericht lieferte, lag an seiner Verehrung als heiliges Tier. Bekanntlich ist der Genuß von Pferdefleisch, das übrigens an Nährwert jedes andere übertrifft, nur deswegen heute verpönt, weil die christliche Kirche des Mittelalters, um den Odinskult auszurotten, die Pferdeopfer und damit auch den Genuß des Opferfleisches verboten, und, um dieses Verbot wirksam zu machen, das Pferdeessen verächtlich gemacht hat.

Wir brauchen hier nur die Besonderheiten der germanischen Ernährung zu beschreiben, denn in der Hauptsache wird der germanische Krieger und Bauer bereits in der Bronzezeit fast genau so gelebt haben wie sein niedersächsischer Nachfahr heute. Freilich spielten Bärenschinken, Elchkeulen, Wisent- und Auerochsenbeafsteaks, aber auch Biber, Fischotter, Schwäne und alles überhaupt nur jagdbare

Getier damals eine große Rolle. Von Gewürzen kannte man nur den Lauch, und noch in frühgeschichtlicher Zeit galt es als unmännlich, sich Speisen nach der verfeinerten römischen Manier zubereiten zu lassen, — ein Beweis, wie hoch man die althergebrachte Einfachheit schätzte.

Die Milch genoß man am liebsten in saurem Zustand. Die Butter, oder vielmehr die weiche, nicht völlig ausgeknetete Anke, war stets ungesalzen. Bereits in vorgeschichtlicher Zeit kannte man verschiedene Arten der Käsezubereitung, und insbesondere der heutige norwegische Mischkäse dürfte auf ein sehr hohes Alter zurückblicken, was durch steinzeitliche Funde der zu seiner Bereitung notwendigen Tongefäße bezeugt ist.

Völlig von der heutigen verschieden war die pflanzliche Nahrung. Die Hauptrolle spielte nicht das Brot, sondern das ungleich bekömmlichere Habermus, das als tägliches hochgeschätztes Gericht bei keiner Morgenmahlzeit fehlte. Seine Zubereitungsweise wird, da man den Hafer quetschte und dörrte, dem heutigen englischen Porridge genau geglichen haben. Zur Abwechslung aß man Buchweizengrütze und Hirsebrei. Von den Getreidearten galt Roggen als am wenigsten wertvoll. Zur Bereitung der großen Fladenbrote, die schon zur Steinzeit aus grob zermahlenem Vollkornmehl zwischen heißen Steinen unter der Asche gebacken wurden, verwen-

dete man zunächst hauptsächlich Weizen, Hirse und Gerste. Erst in der Bronzezeit trat neben die große und schwere alte Brotform das Flachbrot, das sich im Norden bis heute unverändert als Knäkkebrot erhalten hat. Wahrscheinlich erst zu Beginn der älteren Eisenzeit ging man zur Verwendung von Gärungsmitteln über, um ein locker gebackenes Brot zu erzielen. Noch lange galt reines Weizenbrot einerseits als verweichlichend, andrerseits als Speise der Vornehmen, während das Bauernbrot nach wie vor aus Hafer oder Gerste bestand.

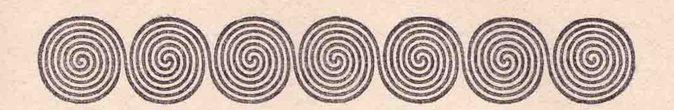
Das Salz, das man in ältester Zeit durch Übergießen glühenden Holzes mit Sole oder Meerwasser gewann, und das daher schwarz war, und der Honig, den man zum Süßen benützte, sowie der bereits erwähnte Lauch waren die einzigen Hilfsmittel der Küche, der übrigens nur ein geringes Betätigungsfeld zukam. Eigentliche Gemüse kannte und schätzte man nicht, liebte dagegen die roh gegessene Möhre, den Rettich und den wilden Spargel. Die Bohne wuchs zwar wild, wurde aber nicht verspeist, während natürlich die Beerenfrüchte eine große Rolle spielten und auch bereits zu Mus eingekocht wurden, wie Funde erwiesen haben. Von den eigentlichen Fruchtbäumen kannte man zunächst nur den wilden Apfel, den man in ähnlicher Art verarbeitete, wie das heutige Apfelkraut. Aber schon sehr bald, wahrscheinlich bereits in der mittleren

Jungsteinzeit, lernte man ihn veredeln, und seither verarbeitete man die süßen Früchte auch zu Dörrobst, das nach Ausweis der Funde eine nicht unwichtige Rolle spielte. Außerdem bereitete man aus Äpfeln und Beeren einen richtigen Obstwein, der sich großer Beliebtheit erfreute.

Zum Schluß sei schließlich noch des Mets gedacht, der zweifellos schon in sehr früher Zeit eine große Rolle spielte, da man den Wein und sonstige geistige Getränke nicht kannte. Jedenfalls ist er noch vor der Völkertrennung, also im 3. Jahrtausend v. Zw., im Norden erfunden worden. Man bereitete ihn durch Kochen großer Honigscheiben wilder Bienen in Wasser, das man dann der Gärung überließ und später nochmals mit Honig süßte. Auch das Bier ist uralt, und zwar von Anfang an in zwei Formen: als herbes Sauerbier, das Ael heißt, und als mit Honig gesüßtes Starkbier. Das letztere, und nicht der Met, war das Festgetränk unsrer Vorfahren. Doch dürfen wir nicht an unser heutiges Bier denken, denn man kannte damals weder das fortgeschrittene Mälzverfahren noch aber den Hopfen, dessen Stelle Gagel und Sumpfporst vertraten, gelegentlich auch Eschenblätter und Fichtensprossen. Immerhin imponierte das altgermanische Bier den Römern so sehr, daß sie es gern übernahmen.

So bietet die Ernährung unsrer Vorfahren in

ihrer Gesamtheit ein zweifellos vielfältigeres Bild als die heutige der Landbevölkerung, bei der die amerikanische Kartoffel gerade diejenigen gesunden und nahrhaften Gerichte verdrängt hat, denen zweifellos unsre Vorfahren ihre Gesundheit dankten. Es bleibe nicht unerwähnt, daß gerade die modernsten Ernährungsforscher den raschen Körperverfall der Zivilisationsmenschen darauf zurückführen, daß die heutige Ernährungsweise besonders diejenigen Grundstoffe benachteiligt, die in früheren Jahrtausenden die ausschlaggebende Rolle spielten. Vielleicht können wir selbst hierin von unsern Vorfahren lernen, indem wir zu ihrer einfachen und vernünftigen, vor allem aber der Landschaft entsprechenden und aus ihr erwachsenen Ernährung zurückkehren.



Die Kleidung der Germanen

Wie zogen sich unsre Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit an?

Wer denkt, wenn von Germanen die Rede ist, nicht unwillkürlich an die Opernbühne? Fellbekleidete Rauschebärte mit nackten Oberschenkeln, — auf dem lockenumwallten Haupte einen schwankenden Blechtopf mit Gänseflügeln, — das ist die Aufmachung, mit der die rührselige Generation unsrer Großväter seinerzeit Richard Wagner schmackhaft machen wollte. Dabei ist der große Tonmeister, der sehr sorglich den Quellen nachging und doch schließlich nichts anderes wollte, als die edle Schlichtheit und Größe des germanischen Wesens einer entarteten und verderbten Zeit vor Augen zu stellen, völlig unschuldig an diesem Brimborium. Vielmehr hat die Unbildung und ausgesprochene Böswilligkeit seiner in klassisch humanistischen Vorurteilen befangenen Zeitgenossen es zuwege gebracht, daß man

sich damals die Germanen gar nicht anders, denn als fellbekleidete Barbaren vorstellen konnte.

Wohl kein archäologischer Irrtum hat ein so langes Leben geführt und ist außerdem so tief ins Bewußtsein breiter Massen gedrungen, wie der sonderbare Einfall des sonst bedeutenden Klüwer, den Germanen Ochsenhörner oder Hirschgeweihe auf den Kopf zu setzen, und sie mit nichts als einem Tierfell zu bekleiden. Er ist übrigens auch der Erfinder des ebenerwähnten Adlerhelms, und damit der Schöpfer des gebührend gekennzeichneten Bühnengermanen. Sein berühmtes Buch „Germania antiqua", das 1616 erschien, hat volle drei Jahrhunderte nachgewirkt, und selbst bedeutende Künstler des vorigen Jahrhunderts kamen bei Germanendarstellungen von den sämtlich von ihm ausgehenden Vorbildern nicht los.

Es ist das Verdienst der dänischen Spatenwissenschaft, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der historischen Wahrheit zum Durchbruch verholfen zu haben. Der außerordentlich gute Erhaltungszustand zahlreicher, während der Bronzezeit in Eichensärgen bestatteter Leichen vermittelte ein bis in alle Einzelheiten genaues Bild von der Bekleidung unsrer Vorfahren kurz nach 2000 v. Zw. Denn in diesen Gräbern waren nicht nur die Leichen selbst ausgezeichnet erhalten, sondern auch alle Teile ihrer Tracht, in der sie ruhig schlummernd, mit

einem Mantel und außerdem einer Schlafdecke aus Tierfell, bestattet worden waren. Daher konnte der berühmte dänische Forscher Sophus Müller schreiben: „Nirgends außerhalb Dänemarks, weder in Europa noch in anderen Weltteilen, sind Kleidungsstücke aus einer auch nur annähernd soweit zurückliegenden Zeit zutage gekommen." Dies gilt sogar hinsichtlich der ägyptischen Mumien, da diese ja niemals ihre eigentliche Kleidung tragen.

Wenn wir nun diese uns im Original erhaltenen frühgermanischen Trachten mit den aus zeitgenössischen römischen Darstellungen bekannten der ersten drei Jahrhunderte nach Zeitwende vergleichen, so fällt die außerordentlich große Ähnlichkeit beider sofort ins Auge, abgesehen von Hinzufügungen, die durch die inzwischen eingetretene Klimaverschlechterung bedingt war. Daher ist die Annahme erlaubt, daß auch bereits in der Jungsteinzeit, aus der wir vorläufig nur sehr geringfügige Reste von Bekleidung besitzen, eine der bronzezeitlichen sehr ähnliche Art und Weise, sich anzuziehen, üblich gewesen ist. Denn wenn die Germanen selbst zur Zeit starker fremder Einflüsse so zäh ihre alte Volkstracht bewahrten, so muß diese auch eine außerordentlich lange Vorentwicklung durchgemacht haben, zumal in der Jungsteinzeit sich im Norden keinerlei kultureller, fremder Einschlag bemerkbar machte. Also müssen wir annehmen, daß mindestens schon vor

5000 Jahren die Tracht der uns bekanntgewordenen bronzezeitlichen sehr ähnlich gewesen sein muß.

Das Hauptstück der Bekleidung des Mannes war der wollene Leibrock, der schon damals ähnlich hieß. Er ließ die rechte Schulter völlig frei und endete handbreit über dem Knie. Die Oberenden waren mit Tragbändern, meist aus Leder, die über die Schulter liefen, befestigt. Bei schlechtem Wetter wurde ein oval geschnittener langer Umhang getragen, der völlig dem heutigen Cape glich, und auf der Schulter durch eine Fibel zusammengehalten wurde. Auch kannte man einen Fransenschal, der wohl hauptsächlich im Winter getragen wurde. Die Hüfte umschlang ein Gürtel, der zugleich das Schwert trug. Unter dem Leibrock wurde bereits in der Steinzeit eine schurzfellähnliche Lendenbinde getragen, die sich bereits in der frühesten Bronzezeit zur Hüfthose, die der heutigen Turnhose völlig glich, entwickelte. Ein leinenes Hemd, dessen Vorhandensein in der Steinzeit der arische Name Serk bezeugt, benutzten wohl nur Vornehme. Entsprechend dem damals wärmeren Klima wird die schwere halbkugelige Filzkappe, die kunstvoll aus mehreren Lagen genäht war, wohl nur ausnahmsweise getragen worden sein. So glich diese bemerkenswert einheitliche Männertracht, die bereits eine wirkliche Nationaltracht darstellte, von allen heute noch üb-

lichen althergebrachten Volkstrachten am meisten der schottischen.

Die Frauenkleidung bestand, abgesehen vom Hemd, aus zwei Stücken, zunächst die außerordentlich geschickt zugeschnittene kimonoähnliche Bluse aus feinem leichten Wollstoff mit rundem Halsausschnitt und vorn mit einem langen, mit einer Fibel geschlossenen Schlitz. Dann der Rock aus schwerer, dichtgewebter Wolle, der, oben in Falten zusammengenommen, unten einen Umfang von über drei Meter hatte. Er wurde von einem Riemen gehalten, während der außerdem getragene kunstvoll gewirkte Gürtel mehr zum Schmuck diente. Junge Mädchen trugen indessen (aber nur während der warmen Bronzezeit) ein kurzes, lediglich aus geflochtenen Schnüren gebildetes Röckchen, das nur bis über das Knie reichte.

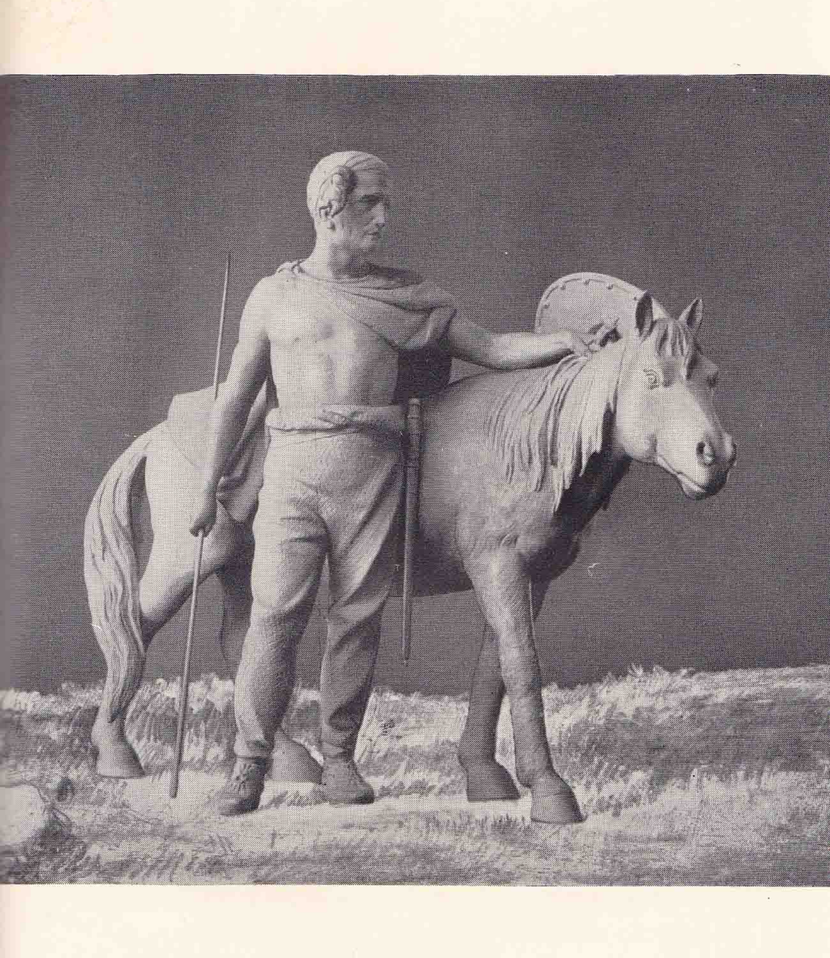
Das Leinenzeug entsprach schon damals der heute auf Handwebstühlen erzeugten Ware, während die Wollstoffe aus den gelblich-braunen bis schwarzen Naturfarben des Heidschnuckenfells eine abwechslungsreiche, an heutige englische Herrenstoffe stark erinnernde Gestaltung und Musterung des Gewebes entwickelt hatten.

Als um die Mitte des letzten Jahrtausends vor Zeitwende nach und nach das heutige Klima herrschend wurde, wurde der männliche Leibrock zum ärmellosen Wams, während die Hose bis zum

Knöchel verlängert wurde. Zur Frauentracht trat eine ärmellose Jacke hinzu, die bis zur Hüfte reichte und über dem Rock getragen wurde.

Die Fußbekleidung blieb sich in allen Zeiten gleich. Sie bestand aus dem teils aus Leder teils aus Stoff gefertigten Bundschuh, der bis ins Spätmittelalter seine steinzeitliche Form nicht mehr veränderte.

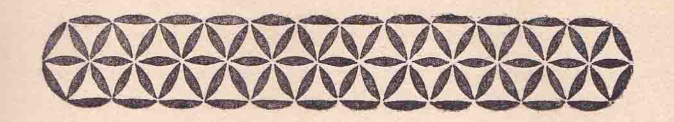
Die schlichte Einfachheit der germanischen Kleidung, die sich übrigens in einigen skandinavischen Gegenden, wenigstens bei der Frauentracht, nahezu unverändert erhalten hat, gehört als so wesentlicher Bestandteil zum echten Bild der germanischen Vorzeit, daß wir uns mühen müssen, endlich zugunsten dieser, allem Prunk fremden Wesensprägung das falsche und verlogene Bild zu verdrängen, das das Theatergermanentum mit seinen Phantasiegestalten hervorgebracht hat.



Suebischer Krieger



Krieger des 4. Jahrhunderts



Die Waffen der Germanen

Die Entwicklung der Hauptwaffen unserer Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

So alt wie die menschliche Kultur ist auch die Waffe. Schon die allerältesten Vormenschen suchten die verhältnismäßige Schwäche der menschlichen Muskeln gegenüber der gefährlichen Übermacht reißender Tiere dadurch auszugleichen, daß sie die zum Schlage wenig brauchbare Faust mit der scharfkantigen Schneide eines Feuersteinkeils begabten. Jahrhunderttausende war dieser Faustkeil des Menschen einzige Waffe, und erst nach der großen Zwischeneiszeit tauchten mit einer neuen Rasse auch neue Waffen auf. Die älteste und bedeutsamste war der Speer, dessen haarscharf zugeschlagene Steinspitze bereits genügte, um mit Sicherheit das Fell auch der größten Jagdtiere zu durchstoßen. Aber er wurde an Lebenswichtigkeit fast noch vom eibenen Landbogen übertroffen, der die mit Nadelsteinspit-

zen versehenen Pfeile bis zu dreihundert Meter mit todbringender Wirkung versandte. Schließlich diente das aus dem Faustkeil entwickelte Beil sowohl als Universalgerät wie als Kampfwaffe.

Diese drei Hauptwaffen waren wieder für Jahrzehntausende das einzige Hilfsmittel unserer Vorfahren im Kampf ums Dasein, sowohl gegen die Riesen der Tierwelt, wie gegen ihre eigenen Artgenossen. Erst gegen Ende der Altsteinzeit erfand man noch andere ausgesprochene Jagdwaffen wie die Harpune. Die Mittelsteinzeit entwickelte sodann das Universalbeil zur Streitaxt, aber erst in der Jungsteinzeit erreichte die plötzlich enorm gesteigerte Kunstfertigkeit in der Herstellung aller Feuersteinwerkzeuge jene weitgehende Spezialisierung der Typen, die der Wissenschaft ermöglicht, nicht nur die einzelnen Zeitabschnitte, sondern auch einzelne Völker und Kulturen aus den jeweiligen Leitformen zu erschließen.

Bekanntlich kann man erst von der mittleren Jungsteinzeit an von Germanen im eigentlichen Sinne sprechen. Aber die Waffen, deren sie sich bereits zur Zeit ihrer Aussonderung aus dem arischen Urvolk bedienten, waren sämtlich das Ergebnis der eben kurz gekennzeichneten langen Vorentwicklung.

Freilich hatten die Feuersteingeräte dadurch ein völlig anderes Gepräge angenommen, daß man gelernt hatte, ihre Flächen durch Schliff zu glätten.

Die spätsteinzeitliche Streitaxt macht also im Vergleich zu ihren älteren Vorgängerinnen einen nahezu modernen Eindruck. An Stelle der älteren, zuerst spitznackigen und später dicknackigen Form, die man in mit Löchern versehene Schäfte einsetzte, trat schon bald das durchbohrte Beil, durch das der Stiel hindurchgesteckt wurde.

Erst im allerletzten Abschnitt der Jungsteinzeit, die zugleich den Höhepunkt der Kunstfertigkeit in der Feuersteinbearbeitung bedeutete, schuf man eine weitere Waffe: den Dolch. Er glich einer mit einem Griff versehenen Speerspitze und die aus dem germanischen Kerngebiet erhaltenen besten Stücke dieser Art sind derartige Wunderwerke an Handwerksarbeit, daß die zu ihrer Herstellung aufgewendete Mühe in einem auffälligen Mißverhältnis zum schlechthin Notwendigen steht. Da sind mitunter die ganzen Seitenflächen mit nur millimetergroßen Absplissen so geebnet, daß man die Lupe zu Hilfe nehmen muß, um überhaupt die einzelnen Schläge zu erkennen. Über die erhöhten Kanten, die mit unglaublicher Fertigkeit gearbeitet sind, zieht sich das einzige, überhaupt in Feuerstein herstellbare Ornament, eine feine Zickzacklinie. Es war also bereits eine ganz besondere Werkgesinnung, die diese unsäglich mühsame Arbeit veranlaßte und trug: die Liebe des Germanen zu seiner Waffe, die aus der kämpferischen Grundhaltung seiner Wesensbestimmung

heraus nicht nur ein Zweckgegenstand, sondern ein Symbol geworden war.

Den Höhepunkt erlebte sowohl diese Einstellung, wie die gesamte germanische Waffenindustrie in der Bronzezeit, die im germanischen Kerngebiet insbesondere einen Schwerttypus hervorgebracht hat, der an Schönheit von keinem anderen Volk der Erde und in keiner anderen Zeit je wieder erreicht worden ist. Diese Waffen sind das vollendetste Erzeugnis nordischen Geistes, und ihre unerhört ausgeglichene Linienführung, die edle Schlichtheit ihrer formgewaltigen Zweckgestalt versetzt auch den heutigen Beschauer in eine eigentümliche, durch kein anderes Erzeugnis der Vorzeit in gleicher Weise hervorgerufene Bewegung. Hier ist das Schwert, dies männlichste Ding der Welt, in höchster Vollkommenheit begrifflich geahnt und handwerklich gestaltet. Eine Zeit, die solche Kunstwerke hervorbrachte, mußte heldisch sein wie keine andere, und diese überwältigend schönen Waffen vermitteln einem empfindsamen Herzen mehr vom Geiste der Vorzeit, als lange Epen oder dicke Geschichtsbücher. Wer wirklich etwas vom Schimmer und Glanz des Aufgangs der Germanen, von der Kraft und Fülle jener mächtigen Urzeit verspüren will, der nehme eine solche Waffe zur Hand. Sie wird ihm mehr erzählen, als wir hier in dürren Worten zu sagen wissen. Wem nun gar das gütige Geschick ver-

gönnte, ein solches Schwert in all seinem Glanze aus unberührtem Grabe zu heben, der vergißt nie die eigentümlich mythische Kraft, die in solchen Augenblicken Jahrtausende zu überspannen vermag, — die uns späte Nachfahren den Vätern und den unvergessenen Göttern verbündet und ihre Kräfte auch für unsre Zukunft herbeibeschwört.

Es ist kein Wunder, daß diejenige Waffe, die sich aus dem altsteineiszeitlichen Faustkeil entwickelt und bisher an Wichtigkeit alle anderen übertroffen hatte, nämlich das Beil, auch in der Bronzezeit eine wichtige Rolle spielte. Das neue Material brachte zwei Hauptformen hervor, die sich durch die Schäftung unterschieden. Bei der älteren ist der der Schneide gegenüberliegende Teil flach gestaltet, und wurde in einen Spalt des rechtwinklig umgebogenen Holzschaftes eingesetzt. Bei der jüngeren ist am Bronzebeil selbst eine Tülle angebracht, in der der Schaft befestigt wurde. Außer den Beilen spielten die drei bis dreieinhalb Meter langen Speere mit schmalen, feinornamentierten Spitzen eine große Rolle, während zu Pfeilspitzen das noch allzu kostbare neue Material erst gegen Ende der Bronzezeit Verwendung fand.

Das gesamte Waffenwesen der Germanen änderte sich schlagartig, als kurz nach 800 v. Zw. die Bearbeitung des Eisens im Norden bekannt wurde. Die Bronze eignete sich nicht zu Hiebwaffen, da die

zwar sehr harten, aber zugleich spröden Klingen allzuleicht zersprangen. Daher wurden die Bronzeschwerter auch ausnahmslos als Stichwaffen gebraucht und waren daher stets zweischneidig, während erst mit dem Eisen die einschneidige Klinge aufkam.

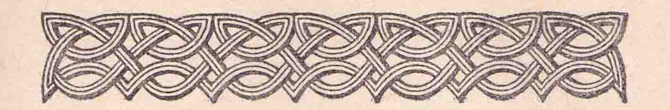
Waren die Bronzeschwerter, was Schönheit und Ausgeglichenheit der Form anbelangte, eine überhaupt unübertreffliche Leistung des germanischen Handwerks gewesen, so sollten die nunmehr geschaffenen furchtbaren eisernen Langschwerter einen ähnlichen Höhepunkt im Sinne höchster Zweckhaftigkeit bedeuten. Das eigentliche Langschwert, die Spartha, beherrschte das ganze Germanenland und sollte für über zweitausend Jahre, also bis zur Erfindung der Feuerwaffe, die unseren Vorfahren gemäßeste und infolge der Herrschaft der Germanen über ganz Europa überall ausschlaggebende Form darstellen. Das typische Kennzeichen des germanischen Langschwerts sind die parallel laufenden Kanten, und nur die Grifform hat sich im Laufe der Jahrhunderte mehrfach gewandelt. Dagegen war das einschneidige, wesentlich kürzere Schwert eine Sonderform der gotischen Völker, die sich in der späteren Völkerwanderungszeit nur in Ostdeutschland erhielt, während sie in der Römerzeit vereinzelt auch in Westdeutschland vorkam.

Bei der Eroberung Deutschlands, im Kampf mit

den Kelten, hatten die Germanen deren hochentwickelte Schutzwaffen kennengelernt, die freilich so gar nicht ihrer kämpferischen Einstellung entsprachen und daher auch von ihnen zunächst nicht übernommen wurden. Es dauerte unverhältnismäßig lange, bis sie sich daran gewöhnten, statt mit bloßer Brust und unbedecktem Haupt mit Schild und Helm zu kämpfen. Immer wieder stürmten sie ungeschützt gegen die erzschimmernden, wohlgedeckten Reihen ihrer Feinde, und erst die ungeheuerlichen Verluste eines jahrhundertelangen Kampfes gegen Rom ließen nach und nach auch die Schutzwaffen zu größerer Bedeutung kommen. Doch haben unsere Ahnen gegen den Panzer noch im 3. Jahrhundert n. Zw. eine außerordentlich starke Abneigung gehabt. Daher erübrigte sich, auf diese für die germanische Bewaffnung weniger typischen Gegenstände hier näher einzugehen, und es sei lediglich erwähnt, daß der gegen Ende der Bronzezeit aufgekommene Schild zunächst stets rund war und aus dünnen Brettern bestand, die in der Mitte einen bronzenen Schildbuckel trugen. Dieser Typus erhielt sich auch in der älteren Eisenzeit. Die Schilde waren bunt bemalt, was die Veranlassung zur Entstehung des späteren Waffenwesens war.

Die übrigen Waffen der Eisenzeit unterschieden sich, abgesehen vom Material, von den bronzezeitlichen nur wenig. Aus den Beilformen hatte sich das

gefährliche Wurfbeil entwickelt, die spätere Hauptwaffe der Franken, die „Francisca". Außerdem gab es natürlich auch primitivere Gewaffen wie in den ältesten Zeiten, wie Keule, Schleuder und Wurfholz. Als Hauptwaffe jedoch trat neben dem langen Speer der „Ger" genannte Wurfspieß sehr in den Vordergrund, eine leichte, nur wenig über einen Meter lange Waffe, die unsre Vorfahren auf die erstaunliche Entfernung von über siebzig Meter zu werfen verstanden. Dieses recht eigentlich zum Jagdgebrauch geschaffene Gerät spielte später in den Schlachten der Völkerwanderungszeit eine große Rolle. Aber man darf nicht vergessen, daß in allen Zeiten das Schwert die Hauptwaffe des Germanen blieb, — sein kostbarster Besitz, den er mit sorglichster Liebe umhegte, und dem er, wenn es berühmte Taten vollbracht hatte, nicht nur einen eignen Namen gab, sondern ihm sogar eine Seele zuschrieb. Dieses Verhalten kennzeichnet am besten den metaphysischen Wert, den die Waffe für unsere Vorfahren hatte und wir tun gut daran, dies bedeutsame Erbe zu wahren und heilig zu halten.



Das häusliche Leben der Germanen

Was wissen wir vom Alltag unsrer Vorfahren, von Familie, Erziehung, Ehe, Jugend und Alter?

Die außerordentliche Wichtigkeit, die die Vorzeitkunde im Dritten Reich dadurch erhielt, daß die Erkenntnis vom Leben und Wesen unsrer Ahnen die Grundlage des sich neu bildenden Rassenbewußtseins bedeutet, brachte es mit sich, daß eine wahre Hochflut von Germanenschrifttum einsetzte. Berufene und unberufene fühlten sich bemüßigt, alle möglichen Schilderungen vom Leben und Wesen der Germanen zu entwerfen, und so kam es, daß neben sehr begrüßenswerten, richtigen Darstellungen eine weitaus größere Zahl völlig verzeichneter Berichte in Umlauf kamen. Der Grund hierfür war, daß die meisten Verfasser solcher Schrifterzeugnisse die Materie nicht aus eigenem Studium kannten, und sich für berechtigt hielten, sich auf die zahlreichen wissenschaftlichen Sammelwerke zu stützen, die diesen Gegenstand

behandeln. Nun gibt es aber auf diesem Gebiet keine modernen, einem breiteren Lesepublikum zugänglichen Darstellungen, die dem heutigen Stande der Forschung entsprechen. Vielmehr stehen sämtliche ältere, auch heute noch als Quellensammlungen maßgebende Werke auf jenem überalterten Standpunkt, der sich zwangsläufig aus der durch das klassisch-humanistische Bildungsideal hervorgerufenen Voreingenommenheit der Verfasser ergeben mußte. Daher die maßlose Überschätzung der leider wenigen zeitgenössischen Berichte römischer und griechischer Schriftsteller über das Leben und die Sitten unsrer Vorfahren, obwohl doch auf der Hand lag, daß diese sämtlich mit ihren Berichten über die Feinde ihres Vaterlandes nicht objektive Wahrheit geben, sondern irgend eine aktuelle Zweckhaftigkeit verfolgen wollten.

Wer es unternimmt, ausgehend vom heutigen Stand unsres Wissens über die Sachkultur der Germanen ein Bild ihres Lebens zu zeichnen, wird also gut tun, sich von Tacitus, Caesar und allen anderen klassischen Autoren weitgehend frei zu machen und diese höchstens zur Deutung auch anderwärts bezeugter Tatsachen heranzuziehen. Im Gegensatz zu diesen von andersrassigen Standpunkten gesehenen und daher stets unzuverlässigen Nachrichten, werden wir unsre Anschauungen in erster Linie aus dem überreichen Material des nordischen Schrift-

tums beziehen. Denn während man früher in den Skandinaviern nur ein uns nächst verwandtes Brudervolk sah, wissen wir heute, daß bis nach 300 n. Zw. das gesamte Germanentum ein völlig einheitliches Volk darstellte, abgesehen lediglich von den südlichsten Stämmen, die durch andersrassigen Einschlag dem echt germanischen Wesen bereits entfremdet waren. Unter diesem Gesichtspunkt erhalten die Schriftzeugnisse Islands, die sich auf das zehnte Jahrhundert nach Zeitwende beziehen, einen völlig veränderten Wert: dort herrschten nämlich damals genau die gleichen kulturellen Zustände wie in Deutschland vor der Berührung mit den Römern. Da die Isländer ihr Germanentum völlig rein erhalten hatten, sind also die vielfältigen Zeugnisse, die wir von ihrem täglichen Leben besitzen, für uns ungleich wichtiger als Geschichtsquellen, denn die verfärbten Berichte der klassischen Autoren. Selbstverständlich dürfen wir nicht blind die Zustände der Polarinsel um 900 auf eine Zeit übertragen, die ein halbes Jahrtausend früher lag. Aber die lebensvollen Schilderungen des Tageslaufes und die Berichte über die Art und Weise, wie die Familie lebte, wurzeln auf dem gleichen Boden, dem auch das Dasein der Südgermanen entsprang, — und das macht ihre enorme Wichtigkeit für uns aus.

Breit über das Land verstreut, in großen Einzelhöfen, hausten unsre Vorfahren. Nur in Grenzge-

genden oder bei starker Übervölkerung wurde hiervon abgewichen, abgesehen davon, daß jeder einzelne Gau einen wirtschaftlichen Mittelpunkt in einem Marktflecken hatte, und daß es auch sonst in günstigen Verkehrslagen Dörfer gab. Doch auch dann blieb der Einzelhof die Lebensmitte jedes Einzelnen und jeder Familie, der Inbegriff von Heimat und Erdgebundenheit. Dabei war der Hof niemals Eigentum des Einzelnen im Sinne des heutigen Rechts, sondern gehörte der Sippe als Gesamtheit, die wiederum im Sinne des Führerprinzips allein durch das Familienoberhaupt vertreten wurde. Diese Anschauung brachte es mit sich, daß der Hausherr wie ein kleiner König in seinem Reiche waltete. Alle dinglichen und ideellen Rechte waren in seiner Hand vereinigt, ja er verfügte sogar über die Freiheit und selbst das Leben aller Familienmitglieder.

Die Stellung der Frau im Hause ist stets der beste Maßstab für die Höhe der Kultur eines Volkes. Hierin unterschied sich das Germanentum sehr wesentlich nicht nur von seinen anderen arischen Brudervölkern, sondern auch von den anderen Rassen. Denn während die patriarchalische Gesellschaftsform, also die unbedingte Herrschaft des Mannes im Haus wie im Staat allen Ariern gemeinsam war, schuf das arische Kernvolk, also die Germanen, eine völlig einzigartige Vervollkommnung dieser Lebens-

gestaltung dadurch, daß es der Frau die Stellung einer Gefährtin des Mannes gab. Diese soziale Struktur hängt damit zusammen, daß die Germanen stets und immer ein ausgesprochenes Adels- und Kriegervolk waren. Die häufige Abwesenheit des Mannes beim Kriegs- und Weidwerk erforderte eine weitgehende Befehlsgewalt und Selbständigkeit der Hausfrau, der infolgedessen nicht nur die Sorge für den eigentlichen Haushalt, sondern auch die Regierung des gesamten Wirtschaftsbetriebes zufiel. Es ging soweit, daß ihr auch die Knechte, die die Feldwirtschaft besorgten, unterstanden.

Dabei war die Frau selbstverständlich persönlich unfrei, das heißt, sie unterstand, wie alle anderen Familienmitglieder, der Vormundschaft des Mannes. War doch die germanische Eheschließung bis weit in historische Zeiten hinein ein ausgesprochener Brautkauf, bei dem der Bräutigam, durchaus nicht immer mit Einwilligung der Braut, die „Muntschaft" und damit die Befehlsgewalt von deren Vater erkaufte. Daher spielte sich die germanische Eheschließung im Kreise der beiderseitigen Verwandtschaft ab. Die vom Bräutigam darzubringende Kaufsumme, aus Rindern, Rossen und Waffen bestehend, wurde dem Brautvater feierlich übergeben und hierbei eingehend geprüft, und erst später entstand der Brauch, diesen Brautschatz zum eingebrachten Vermögen der Frau zu schlagen, dem übrigens der

Bräutigam nach Vollzug der Ehe die sogenannte Morgengabe hinzuzufügen gehalten war.

Es war also nicht die rechtliche Stellung, die die Frau über die anderen Hausgenossen hinaus hob, obgleich sie sich von diesen in einem Punkte grundsätzlich unterschied: sie allein teilte den Stand und damit die soziale Stellung ihres Gatten, während die Kinder bis zu ihrer Volljährigkeit eine von den Knechten und Unfreien sich in nichts unterscheidende Rechtsstellung hatten. Daher wuchsen sie auch gemeinsam mit deren Kindern in ungebundener Freiheit auf dem Hofe auf, und erst durch die Waffenleihe, die bei den meisten germanischen Stämmen mit zwölf Jahren, später mit 14, 15 oder 16 erfolgte, hörten die Söhne auf, unter Vormundschaft zu stehen. Aber selbst dann blieben sie, solange sie die väterliche Hausgemeinschaft teilten, ohne eigenes Recht, da ja, wie wir bereits sahen, das Familienoberhaupt die ganze Sippe vertrat.

Diese patriarchalischen Rechtsformen verlangten aber, eben weil sie aus der Idee des Schutzes der Gesamtfamilie durch eine für alles verantwortliche und daher auch über alle verfügungsberechtigte Person hervorgegangen waren, daß der alternde Hausvater in dem Augenblick, da er körperlich zur Führung und zur wirksamen Verteidigung der Familie nicht mehr imstande war, sozusagen abdankte und Haus und Hof dem ältesten Sohn überließ. Ja er

trat sogar, ebenso wie die Mutter beim Tode des Vaters, unter die Muntschaft seines Erben, der dadurch zum rechtmäßigen Regenten des kleinen Reiches wurde, das jeder germanische Hausstand bedeutete. Wohl keine Rechtseinrichtung in der ganzen Welt beweist ein so tiefes Verständnis für die naturhaften Gesetze des Werdens und Vergehens.

Bei dieser festen Geschlossenheit des Familienlebens war es kein Wunder, daß Söhne und Töchter ihren Eltern nacharteten und die germanischen Völker und Stämme mit einer zähen Traditionstreue außerordentlich lange ihre Eigenart bewahrten. Die Erziehung der Kinder lag in den ersten Jugendjahren ausschließlich in den Händen der Mutter. Aber während die Töchter bis zu ihrer Vermählung, die bei den unteren Ständen aus wirtschaftlichen Gründen erst um das 20. Jahr, bei Vornehmen hingegen regelmäßig mit vierzehn oder fünfzehn Jahren erfolgte, im elterlichen Hause verblieben, zogen die Söhne nach erfolgter Waffenleihe für einige Jahre in die weite Welt, um im Gefolge eines bedeutenden Mannes ihres Stammes das Waffenwerk zu erlernen. Nur so hatten sie die Möglichkeit, durch eine Reihe kühner Taten ihre Tüchtigkeit zu bewähren, was die Voraussetzung zur Gründung eines eigenen Hausstandes war.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den Tageslauf in einem germanischen Haus. Wir ken-

nen seine Bauart aus unsern früheren Betrachtungen, — der große Einbau, bei Vornehmeren nur als Halle benützt, bei Freibauern zugleich Vieh und Ernte bergend, hat seinen Mittelpunkt im Herd, um den herum sich das gesamte Familienleben abspielt. Hier stand an der einen Langwand der Hochsitz des Hausherrn, ihm gegenüber der zweite Ehrenplatz für den vornehmsten Gast. Denn Gastfreiheit war für den Germanen eine Lebensnotwendigkeit wie für kein anderes Volk und wurde in großartigem Maßstab geübt. Es galt als gottlos, einem Fremden den Eintritt in das Haus zu wehren, und die Verpflichtung, Bedürftige bei sich aufzunehmen, ging so weit, daß man selbst eigenen Mangel nicht scheute, um ihr nachkommen zu können. Zwischen Bekannten und Unbekannten wurde hierbei kein Unterschied gemacht, und niemals fehlte beim Abschied des Gastes das Gastgeschenk.

Der Tageslauf begann stets mit einem warmen Bad, das in Nähe des Herdes eingenommen wurde und in das der Hausherr zuerst stieg. Die Freude unsrer Vorfahren an geruhsamen, feierlichen Mahlzeiten machte sich bereits beim Morgenimbiß bemerkbar, obwohl dieser nur aus Haferbrei bestand. Aber auch er wurde schon recht umständlich an vielen kleinen Tischen eingenommen, die vor den breiten, beide Langwände des Hauses begleitenden Schlafbänken aufgestellt wurden. Dann erst ging



Gewöhnliche Männertracht



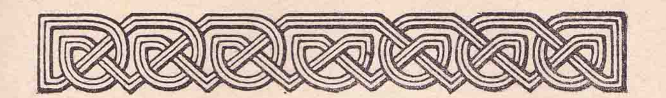
Frauentracht

der Mann seinen Geschäften nach, also im wesentlichen der Beaufsichtigung der Feldarbeit oder dem Weidwerk. Die Hauptmahlzeit wurde verhältnismäßig spät eingenommen, und ihr folgte, wenn Gäste im Hause waren, eine frohe Geselligkeit, bei der sich der Witz des Mannes erweisen konnte. Gespräch und scharfe Wechselrede, gewürzt mit manchem dichterischen Gleichnis, galt als eine der vornehmsten Mannestugenden, und unsre Vorfahren pflegten mit besonderer Liebe das Rätselgespräch, eine sehr vorgeschrittene Kunstform der dichterischen Rede. In der Halle des Vornehmen fehlte beim Abendtrunke der Skalde nicht, der hochgeehrte Dichter, dessen Aufgabe es war, die den Germanen eigene Form der Geschichtsschreibung im stabgereimten Liede zu pflegen. Nicht nur die Taten sagenberühmter Helden, sondern auch die der Anwesenden wurden, wenn sie dieses Ruhmes würdig waren, auf diese Weise gefeiert.

Diese hochentwickelte Form der Geselligkeit war es, die, von den Römern mißdeutet, die Germanen in den Geruch allzu großer Trinkfreudigkeit brachten. Wohl kreiste beim frohen Gelage der Becher, aber es wäre arge Übertreibung, diese tatgewaltigen Männer, die als oberste Tugend „diu Masze" (das Maßhalten) schätzten, der Trunksucht zu zeihen. Dafür sorgten schon die Frauen, die regelmäßig, wie die Sitte erheischte, wenigstens am An-

fang jeder Geselligkeit dabei waren, um den Männern den ersten Becher zu reichen.

Freilich war dieses stille Bild des Friedens nur selten ungestört anzutreffen. Denn wenn wir die dreihundert Jahre, deren politische Ereignisse wir aus römischen Quellen genau kennen, überblicken, so ergibt ein einfaches Rechenexempel, daß die Krieger zum mindesten der germanischen Grenzstämme von drei Sommern mindestens zwei im Felde standen. Waffenwerk war also, was wir uns immer wieder mit Nachdruck vor Augen halten müssen, der Hauptinhalt eines germanischen Mannesleben, und das ist auch der Grund, warum unsre Vorfahren durch soviele Jahrtausende ihr Wesen und ihre Art so rein erhalten konnten.



Sippe und Gauverfassung bei den Germanen

Die Geschlechterverfassung als Grundlage der politischen Gliederung unsrer Vorfahren

Die patriarchalische Familie bildete den Grundstock und die Keimzelle allen staatlichen Lebens nicht nur bei unseren germanischen Ahnen, sondern auch bereits bei deren Vorfahren, den Ariern der Mittelsteinzeit. Denn schon in sehr viel früherer Zeit, noch während der Nordwanderung der Rentierjäger hatte sich jene eigentümliche Befehlsgewalt des jeweils ältesten Familienoberhauptes herausgebildet, die später zur Bildung der ältesten Gemeinschaftsformation führen sollte. In der Altsteinzeit, solange unsre Vorfahren weder Ackerbau noch Viehzucht kannten, ja selbst noch keine Haustiere besaßen und daher ihr Dasein lediglich als Jäger fristeten, muß sich bereits aus dem natürlichen Zusammenhalt mehrerer aus gleicher Wurzel entsprossener Familien die Urform der Sippe, die gemeinsam jagende Horde, herausge-

bildet haben. Beim späteren Seßhaftwerden der Rentierjäger, also während der Zeit, in der sie sich zum arischen Urvolk entwickelten, wird diese Entwicklung bereits so vorgeschritten gewesen sein, daß diese ältesten Gliederungen sich auch dann noch in ihrem Bewußtsein erhielten, als infolge rascher Bevölkerungszunahme in schneller Folge immer neue Unterteilungen entstanden.

Man muß sich also den Vorgang so vorstellen, daß die weniger als tausend Menschen, die ums Jahr 20000 v. Zw. die Ahnenschaft sämtlicher Arier bildeten, in einer größeren Anzahl von Horden zusammengefaßt waren, deren jede die Keimzelle der späteren Völkergruppe war, und daß dann später beim weiteren Vorschreiten der Unterteilung aus solchen Sippenverbänden zunächst die großen Urvölker, dann deren Unterteilungen, und zuletzt die historischen Einzelvölker entstanden. Späte Erinnerungen an diese Vorgänge spiegeln sich in den Entstehungssagen fast aller arischen Völker wieder, und tatsächlich ist die Frühentwicklung der rassisch-homogenen Volkskörper auch gar nicht anders denkbar, als auf diese Weise.

Dieses System der gradlinig fortschreitenden Unterteilung mußte von selbst in dem Augenblick enden, da die arischen Völker in Bewegung gerieten. Die Siedlungsgebiete verschoben sich selbst im Kernland der nordischen Rasse, und wenn südwärts ab-

gezogenen Volksteilen neue Nachschübe aus dem Norden nachdrängend folgten, so mußte von selbst die alte Ordnung durcheinander kommen. Nunmehr trat an Stelle der somatischen Gliederung die landschaftliche, und zwar bezeichnenderweise nur für die nordarischen Völker, also die Germanen, Kelten und Graecoitaliker. Auch als später, in der mittleren Jungsteinzeit, die konzentrischen Ausstrahlungen der nordischen Mitte die beiden letztgenannten Völker nach Süden schoben, wobei in deren Urgebiete die Südgermanen nachdrängten, erhielten sich die inzwischen gefestigten Gaueinheiten, aus denen erst viel später durch Zusammenfügung die Stämme erwuchsen.

Somit sind es von Anbeginn zwei Kategorien von politischen Gliederungen, die selbständig nebeneinander stehen: die Sippe und der Gau. Nur in den nördlichsten Teilen des alten Kernlands der nordischen Rasse konnte die ursprüngliche Einheit beider sich erhalten, weil dort niemals Bevölkerungsverschiebungen erfolgten, und dies macht die enorme Überlegenheit an blutmäßiger Homogenität dieser Gebiete aus. Bei allen übrigen Germanen enthielten, wie es nach der eben gekennzeichneten Entwicklung gar nicht anders sein konnte, die einzelnen Gaue, und später die Stämme Sippen verschiedener Wurzel, und dies kommt auch in der eigentlichen Gauverfassung, namentlich der Südgermanen deutlich zum Ausdruck. Während nämlich sämtliche Fa-

milien gleicher Abstammung, deren Gesamtheit eben die Sippe ausmachte, ihre politischen Funktionen gemäß der patriarchalischen Struktur und dem Führerprinzip durch eine einzige Person, den Aldermann, ausübten, war im Gau das Verfassungsleben, man möchte fast sagen, demokratisch organisiert. Die Aldermänner der einzelnen Sippen standen nämlich völlig gleichberechtigt nebeneinander, was unmöglich gewesen wäre, wenn alle Sippen eines Gaus aus einer alten Einheit hervorgegangen wären. Aus diesem Grunde fehlte den Südgermanen auch die im Norden vorhandene Spitze der völkischen Gemeinschaft, das geheiligte Königtum, das im Grunde nichts anderes ist, als die in einer Einzelfamilie weitergegebene Würde des Sippenältesten. Das bei den Südgermanen später entstandene Stammeskönigtum mußte, weil von der Zustimmung der Gaue und damit der einzelnen Aldermänner abhängig, notwendigerweise eine Art Wahl zu seiner Bestätigung brauchen, und damit von der Willkür der Geführten und dem Spiel des Zufalls abhängen.

Die ursprüngliche Bedeutung der Sippe als Keimzelle des Staates erhielt sich außerordentlich lange. Selbstverständlich waren auch bei verschiedenen germanischen Stämmen bis weit noch in historische Zeit hinein die Siedlungen, abgesehen von den Dörfern, blutmäßig sehr stark gebunden, sodaß es durchaus vorkam, daß große Landstriche ganz in der Hand

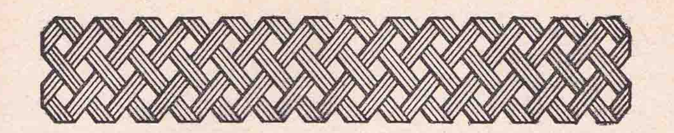
verwandter Familien einer Sippe waren. So kam es, daß in den meisten Gauen einer Sippe wie von selbst die Führerschaft zufiel, wie denn überhaupt im Rechtsbewußtsein der Germanen der Wert der Tatsachen, also die wirkliche Macht, immer die ausschlaggebende Rolle spielte.

Genau so, wie sich aus Einzelsippen der Gau zusammensetzte, dessen Thing die höchste Instanz für alle Rechtsstreitigkeiten aller Bewohner der betreffenden Landschaft war, entstand aus der Vereinigung mehrerer Gaue der Stamm. Auch hier war die Organisation demokratisch: nicht die Vereinigung der Gauführer, sondern das Volks- oder Landesthing, aus den Aldermännern aller Sippen bestehend, war die höchste Instanz im Staate. Allerdings kamen dem Landesthing keine rechtlichen, sondern nur politische Funktionen zu. Nur Angelegenheiten, die das ganze Volk angingen, wurden vor ihm verhandelt.

Wie es nach der eben gekennzeichneten Entwicklung gar nicht anders sein konnte, bildete sich in den Gauen, wo eine Sippe die Vorherrschaft besaß, anstelle eines gewählten Gauführertums ein ausgesprochenes Gaufürstentum, während bei den Stämmen eine solche Weiterbildung nicht möglich war, weil hier keine natürlich gewachsene Einheit überwog. Infolgedessen entstand die eigentümliche Einrichtung des Herzogtums, das allerdings nur in Kriegszeiten größere Bedeutung erlangte. Einer aus

dem Kreise der Gaufürsten wurde durch deren Wahl mit Zustimmung des Thingvolks zum Heerführer und damit zugleich zum obersten Richter gekürt. Man hob ihn auf den Schild und überreichte ihm zum Zeichen seiner Würde einen Speer. Gewöhnlich endete solche Befehlsgewalt, die nur für Kriegsdauer unumschränkt galt, mit dieser, aber mitunter entwickelte sich hieraus ein regelrechtes Wahlkönigtum, in dem glänzend begabte Heerführer mit Bewilligung des Volkes ihre Herzogswürde mit dem Königsnamen weiterführten, freilich ohne dadurch die geheiligte Würde eines echten Königtums zu erlangen.

Welche Bedeutung die Sippe selbst dann noch hatte, als die Stammesorganisation viel weiter vorgeschritten war, ergibt sich aus der eigentümlichen Tatsache, daß sie, die Gauorganisation durchbrechend, Grundlage der Heeresverfassung blieb, denn stets fochten, wie wir noch sehen werden, Vater und Sohn, Vetter und Ohm Schulter an Schulter, sodaß die gefürchteten germanischen Schlachtkeile, die der Schrecken der Römer waren, ihre Schlagkraft im wesentlichen dem Umstand dankten, daß die einzelnen Sippen wetteiferten, einander an Heldenmut und Tapferkeit zu übertreffen. So wurde die uralte Gliederung des germanischen Volkskörpers zu einem Faktor von großer politischer Bedeutung, der in den Kämpfen der Völkerwanderungszeit das Schicksal der damaligen Welt, und damit des heutigen Europa bestimmte.



Stände und Staat bei den Germanen

Wie sah die politische Gliederung unsrer Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit aus?

Das germanische Urvolk war aus der Sippe erwachsen und kannte daher keine ständischen Unterschiede. Sämtliche Gemeinfreien standen sich ursprünglich völlig gleich, und selbst der König war nur der Erste unter Gleichberechtigten. Da aber die Germanen ein Kriegervolk waren, besaßen sie von Anfang an rechtlose Unfreie, die Nachkommen unterworfener Völker und Kriegsgefangener. Im eigentlich germanischen Urgebiet war die erstere Kategorie so gut wie gar nicht vertreten, denn die einzige vorarische Bevölkerung Skandinaviens, die lappisch-finnische, wich den germanischen Ackerbauern geflissentlich aus und eignete sich nicht zur Versklavung, da sie zäh an der altererbten nomadischen Lebensweise festhielt. Dagegen spielten die aus den umliegenden Ländern eingebrachten Kriegsgefangenen

schon in der frühesten Jungsteinzeit wirtschaftlich eine außerordentlich große Rolle, da ihnen die gesamte Schwerarbeit aufgebürdet war, ohne die die kulturelle Hochblüte grade dieses Zeitabschnitts und ebenso der anschließenden Bronzezeit gar nicht denkbar ist.

Je weiter nun die Germanen südwärts vordrangen, um so schärfer schieden sich die Stände. Die Auflockerung des Sippenzusammenhaltes durch die Entstehung der Gauverfassung brachte es mit sich, daß in den neubesiedelten, südgermanischen Ländern in jeder Landschaft eine Anzahl Familien vorhanden waren, die keinem der großen geschlossenen Sippenverbände angehörten. Bei der langsamen Verschiebung der einzelnen Stammesgebiete hafteten wohl stets zahlreiche Angehörige des verdrängten Stamms am altererbten Boden, wenn ein anderer Stamm sich des Gebietes bemächtigte. Die Folge davon war, daß es nun auch innerhalb des reinblütigen Germanentums ausgesprochene Standesunterschiede gab, denn die vorgefundene Bevölkerung eroberter Länder wurde von den Siegern stets als eine Gruppe minderen Rechtes behandelt. Am deutlichsten ist dieser Vorgang bei den Sachsen sichtbar, wo vier verschiedene, kastenmäßig voneinander abgeschlossene und selbst durch Heiratsverbot getrennte Stände die mehrmalige Überschichtung des Landes mit einer neuen Herrenschicht widerspiegeln.

Bei den südlichsten Germanenstämmen mußte zwar zunächst diese ständische Gliederung am ausgeprägtesten sein, weil hier ja andersrassige Volksteile überherrscht wurden, die so zahlreich waren, daß sie in manchen Gebieten sogar die Mehrheit ausgemacht haben müssen. Bezeichnenderweise aber fehlte gerade im Süden derjenige Standesunterschied, der in Norddeutschland am längsten eine Rolle spielte, der zwischen Freien und Halbfreien, welch letztere aus unterworfenen Germanen eines anderen Stammes hervorgegangen waren. Denn ein solcher politischer Vorgang war zwar in Süddeutschland ebenfalls häufig vorgekommen, aber man brauchte dort alle verfügbare germanische Volkskraft zur Landesverteidigung.

Sehr schwer zu entscheiden ist die Frage, wie der bei allen germanischen Stämmen bezeugte Adel entstanden ist. Ihm fehlte nämlich das sonst so kennzeichnende Standesmerkmal erblicher Vorrechte, wenn auch selbstverständlich alle höheren Ämter wie die des Herzogs, des Gauältesten und der Aldermänner nur aus seinen Mitgliedern besetzt wurden. Dagegen war er schon sehr früh durch grösseren Besitz und die Tatsache ausgezeichnet, daß stets eine grosse Anzahl halbfreier und unfreier Bauern ihm zinsten und für ihn arbeiteten. Während man früher der Ansicht war, alle freien Germanen seien adlige Grundherren gewesen, während die grosse Masse des Volkes stets aus Unfreien bestanden habe, wissen

wir heute, daß dies nicht zutrifft. Vielmehr bildete den Grundstock jedes Volkes ein auch zahlenmäßig sehr starker Freibauernstand. Auch dieser besaß zwar viele Knechte, aber die große Masse der Sklaven und die Halbfreien unterstanden ganz wenigen adligen Familien, die die Staatsführung in Händen hatten. Diese waren es auch, aus denen sich in der Merowingerzeit der mächtige Dynastenstand entwickelte, der dann für über ein Jahrtausend die deutschen Geschicke geleitet hat.

Man darf sich bei dem verpönten Klange des Wortes Sklaven nun nicht etwa der Anschauung hingeben, die persönlich unfreien Knechte und die Halbfreien hätten nun etwa wie bei den südeuropäischen und orientalischen Völkern in demütigender Lebenslage ihr Dasein gefristet. Wohl waren sie persönlich rechtlos, aber das heißt nur, daß sie genau in der gleichen Weise der Muntgewalt ihres Herren unterstanden wie dessen eigene Familienmitglieder. Sonst unterschieden sich ihre Lebensumstände in nichts von denen der Freien. Sie bebauten ihre allerdings meist kleineren Höfe völlig selbständig, soweit sie verheiratet waren, während ihre Kinder in den meisten Fällen als Hausgesinde bei dem Herrn tätig waren, der wie ein treusorgender Vater sie betreute. Auch zwischen Freien und Halbfreien bestand kein wirtschaftlicher Unterschied, und die verschiedene Schätzung der Stände drückte sich eigentlich nur in

der Höhe des Wergeldes aus, also der Summe, die als Buße für die Tötung oder Verletzung eines Mannes als hinreichend galt. Es ist höchst interessant zu sehen, wie sich die oben geschilderte historische Entwicklung in den viel späteren Festsetzungen dieser Summen noch erkennen läßt. Die Grundlage bildet nämlich stets das Wergeld des Freien. Ein Adliger hingegen wird zum mindesten auf das doppelte, meist auf das dreifache, ja sogar, nach mehrfacher Überschichtung, auf das sechsfache geschätzt, während das Wergeld für einen Halbfreien die Hälfte der Grundsumme betrug. Für Unfreie gab es überhaupt kein Wergeld, da diese ja im Eigentum ihres Herren standen, also keine Personen, sondern Sachen waren.

Schließlich gab es noch eine andere Stufe der Halbfreiheit als die oben erwähnte, durch kriegerische Eroberung begründete. Wir sahen, daß die meisten Unfreien als Landsiedler auf eigener Scholle saßen, die jedoch ihrem Herrn gehörte, und die sie nicht verlassen durften. Bei besonders ausgezeichneter Treue und männlicher Tüchtigkeit konnte nun der Herr die Verdienste eines Knechtes durch Freilassung belohnen, allerdings stets nur mit Genehmigung der Landesgemeinde. Durch diese konnte nun der bisherige Knecht entweder feierlich durch Waffenleihe in den Stand der Gemeinfreien aufgenommen werden, was jedoch außerordentlich selten ge-

schah, oder er erhielt eine Mittelstellung, die man als die der Liten (Freigelassene) bezeichnete. Auch diese waren noch nicht freizügig und unterstanden noch wirtschaftlich dem ehemaligen Herrn. Aber sie hatten außer einem beschränkten Waffenrecht bereits die Möglichkeit, vor Gericht aufzutreten und ihre eigne Sache zu führen.

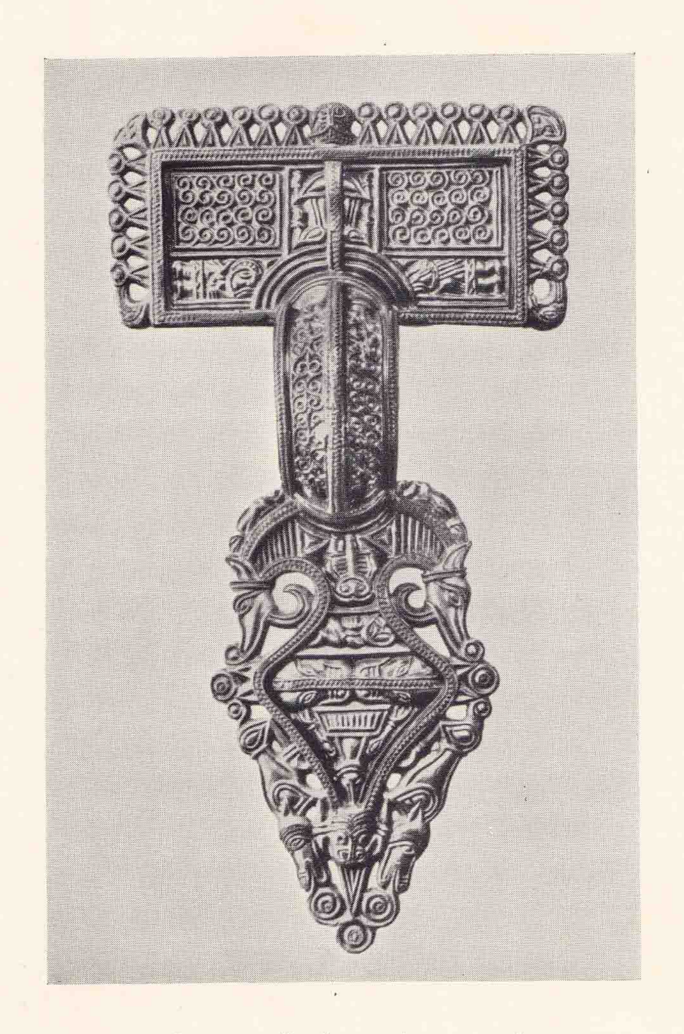
Wie es nach Lage der Sache nicht anders sein konnte, ruhten daher alle staatsbürgerlichen Pflichten und Rechte des germanischen Staates einzig und allein auf den Freien, doch derart, daß diese die wirklichen staatsrechtlichen Funktionen stets dem Adel übertrugen. Das Recht der Zustimmung oder Ablehnung, daß die eigentlichen Volksversammlungen, also die Gau- und Landesthinge, sich bis zu einem gewissen Grade erhielten, erstreckte sich gemäß dem Führerprinzip niemals auf die eigentliche Beschlußfassung. Diese war vielmehr immer dem Kreis einerseits der Aldermänner, andererseits der Gaufürsten vorbehalten, sodaß also der germanische Staat stets ein vorwiegend aristokratisches Gepräge trug. Die sehr vorgeschrittenen Formen der germanischen Rechtspflege, die wir noch eingehend betrachten werden, dürfen uns jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß das, was wir heute Staatsregierung nennen, also ein vielfältiger Apparat von Verwaltungsorganen, in der germanischen Frühzeit weder vorhanden noch nötig war. Der Staat hatte weder das

Recht noch den Anlaß, in das Privatleben der Einzelnen einzugreifen, abgesehen natürlich von der Heerfolge, die die selbstverständliche Pflicht und außerdem die höchste Lebensbetätigung jedes freien Mannes war. Dann aber, wenn die Kriegshörner tönten, trat eine andere Ordnung an Stelle des Friedensstaates, sodaß dieser stets und immer nur eine nebensächliche Funktion zu erfüllen hatte, eben weil der größere Teil des germanischen Lebens aus kriegerischer Betätigung bestand.

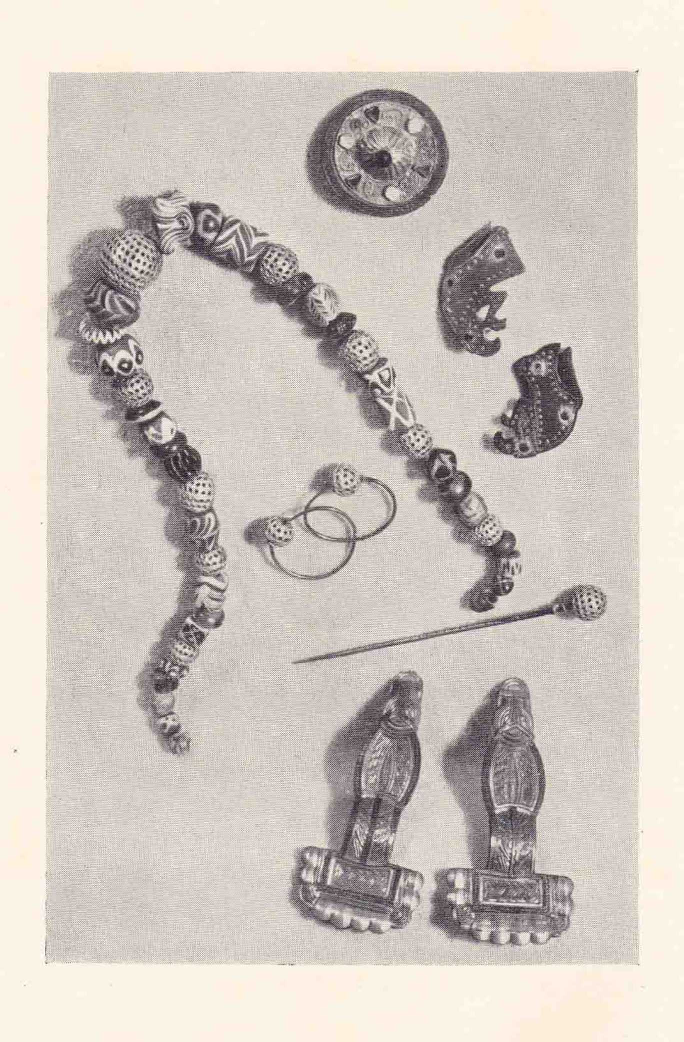
Somit beschränkte sich die Daseinsberechtigung und damit auch die Organisationsform des germanischen Staates auf diejenigen wenigen Gebiete, die in Zeiten des Friedens ein Zusammenwirken Aller unbedingt bedurften, nämlich, abgesehen von der Rechtspflege, auf Straßenbau, Ordnung der Marken und das Verhältnis zu den Nachbarstämmen. Irgendwelche Steuern gab es natürlich nicht, und noch lange waren die Germanen nicht dazu zu bewegen, zum allgemeinen Besten Abgaben zu entrichten. Da Schulen und ähnliche staatliche Einrichtungen nicht vorhanden waren, konnte der germanische Staat auch ohne Einkünfte auskommen, zumal die Fürsten und selbst die Könige ihre Würden sozusagen als Ehrenamt versahen, oder aber für ihre Mühewaltung lediglich größeren Anteil am Gemeinbesitz erhielten.

Wir sahen, daß die Stände sämtlich solche des Blutes waren. Unterschiede nach der Beschäftigung

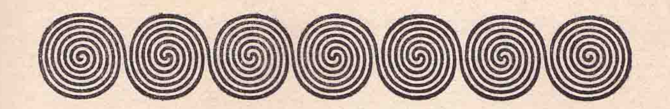
oder nach verschiedener Bewertung einzelner Gewerbe kannte man nicht, denn sämtliche Handwerke wurden im Hause ausgeübt, mit einziger Ausnahme der Schmiedekunst, die noch von den Zeiten der Erfindung des Metallgusses her eine besondere, fast mythische Bedeutung hatte. Bei solch naher Verwandtschaft der einzelnen Stände und bei den geringen wirtschaftlichen Unterschieden zwischen ihnen, mußte von selbst jeder scharfe politische Gegensatz fehlen, und daher lebten unsre Vorfahren, wenn nicht das Heerhorn sie zum Waffenwerke rief, friedlich und ohne soziale Gegensätze in einem glücklichen Staatswesen.



Fibel der Völkerwanderungszeit



Fränkischer Schmuck der Völkerwanderungszeit



Das germanische Wirtschaftsleben

Was wissen wir von Handel, Verkehr und Handwerk unsrer Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit?

Viel älter, als zumeist Laien glauben, ist der vorgeschichtliche Handel. Der berühmte Naturforscher Humboldt war es, der als erster die Bedeutung des Bernsteins als Tauschobjekt in seinem wahren Umfang erkannte und durch sein entschiedenes Eintreten für die Arbeit eines Unbekannten (Werlauff, „Die Geschichte des nordischen Bernsteinhandels", 1835) der Vorgeschichtswissenschaft einen wertvollen Dienst leistete. Bezeichnete er doch den Handel mit dem damals besonders hoch geschätzten „Gold des Meeres" als „ein merkwürdiges Beispiel von dem Einflusse, den die Liebe zu einem einzigen fernen Erzeugnis auf die Eröffnung eines inneren Völkerverkehrs und auf die Kenntnis großer Länderstrecken haben kann".

Der große Gelehrte hatte ganz recht: tatsächlich er-

öffnete der Bernsteinhandel im Laufe des 23. Jahrhunderts v. Zw. jenen großartigen, weitgespannten Kulturaustausch, der insbesondere unsren Vorfahren das für sie damals enorm wichtige Rohmaterial für den Bronzeguß verschaffte. Die imposante Hochblüte der bronzezeitlichen Kunst im Norden wäre gar nicht denkbar, wenn die Germanen nicht jenes wertvolle, von den Völkern des Südens so übermäßig begehrte Tauschobjekt besessen hätten. Aber es wäre ein Trugschluß, nun etwa zu glauben, es wäre in den nächsten Jahrhunderten nur immer Rohbernstein gegen Rohkupfer und Zinn verhandelt worden. Vielmehr flossen von dem Augenblick an, da auf der rasch sich einbürgernden einzigen großen Handelsstraße zwischen Norden und Süden regelmäßig wohlbewachte Warentransporte in beiden Richtungen erfolgten, eine Menge Kulturgüter beider Gebiete ebenso nach Norden wie nach Süden und befruchteten dadurch alle an diesem Tauschverkehr beteiligten Völker.

Nun ist es aber ein großer Irrtum, wenn man glaubt, die Kulturgüter des Südens wären als solche von unsern Vorfahren übernommen worden. Dies widersprach nämlich ganz dem germanischen Selbständigkeits- und Gestaltungswillen, der sich niemals mit bloßer Nutzung der Importware begnügte, sondern stets und immer die Dinge der Fremde nur als Anregungen zu eigener schöpferi-

scher Leistung auswertete. Der Grund hierfür war die völlige Unmöglichkeit, artfremdes Wesen dem eigenen Lebensbezirk einzufügen, da die außerordentlich geschlossene, durch eindrucksvolle Strenge des Stils ausgezeichnete Ornamentik des Nordens keine Abweichung von den der tiefsten Wesensbestimmung des nordischen Menschen entsprechenden Gestaltungsformen duldete.

Die großen Handelsstraßen der Frühbronzezeit veränderten zwar, wie wir bereits sahen, im Laufe der Jahrhunderte mehrmals ihre Lage, aber nach wie vor flutete auf ihnen ein so reger Verkehr, daß es eigentlich erstaunlich ist, wie wenig die doch sonst recht wißbegierigen Römer von den innerdeutschen Verhältnissen wußten. Zwar kannten sie unverhältnismäßig genau die Wohnsitze selbst der kleinsten germanischen Stämme und alle auch nur einigermaßen bedeutenden Marktflecken und stadtähnlichen Siedlungen, — aber über diese eigentlich rein geographischen Kenntnisse ging ihr Wissen um Deutschland nicht hinaus. Sie dünkten sich in ihrer stolzen Überheblichkeit so erhaben über die angeblichen Barbaren des Nordens, daß sie es nicht für nötig hielten, regelrechte Ethnologie zu treiben. Überhaupt war dies Gebiet ihre schwache Seite, und sie haben auch unsre Vorfahren in dieser Beziehung nicht schlechter behandelt, als ihre andern hochkultivierten Nachbarvölker wie zum Beispiel die Inder und

Chinesen, mit denen sie ähnliche Handelsbeziehungen hatten wie mit den Germanen.

Was war es nun eigentlich, was auf den großen Straßen als Handelsware verfrachtet wurde? Der Süden lieferte in erster Linie Gewürze, die die Germanen sehr schätzten, bunte Stoffe, vor allem viel Seide, Glas und in späterer Zeit erhebliche Mengen Wein. Anstelle des Rohmaterials für Bronze trat in der Eisenzeit, obgleich die Erzlieferung nie ganz aufhörte, Einfuhr von Roheisen und vielen andern im Norden nicht vorhandenen Materialien, wie Elfenbein, wertvolle Hölzer und vor allem Gold. Auch allerlei Schmucksachen und Plunderkram, bunte Federn südlicher Vögel und, wenn auch in geringem Ausmaß, kunstvolle Keramik, strömte nach Norden. Dieser wiederum lieferte, außer dem Bernstein, in erster Linie die im Süden über alles geschätzten kostbaren Pelze. Aber während die Germanen fast keine Landesprodukte des Südens einführten, bezogen die Römer in großen Mengen die hochgeschätzten Erzeugnisse der deutschen bäuerlichen Eßkultur: Gänse, Rauch- und Dörrfleisch, Schinken, Würste, mehrere Käsearten, sowie Spargel, Mohrrüben und Rettiche, — alles kulinarische Genüsse, die der Süden entweder gar nicht oder nur in schlechter Qualität erzeugte. Bezeichnenderweise besaß Deutschland aber noch andere Handelswaren von viel größerer Wichtigkeit: die feste Seife, von der man bereits

zwei teuer bezahlte Markenartikel herstellte, und Daunen, die die klassische Welt mit besonderer Vorliebe übernahm. Außerdem kaufte der Süden von den Germanen Hunde, Pferde und blondes Frauenhaar, das die durch Rassenmischung langsam dunkel werdenden Arier des Südens aus begreiflichen Gründen sehr schätzten.

Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, führten also die Germanen eine Menge Dinge aus, die als Überschuß produziert wurden, wohingegen die Einfuhr sich, abgesehen von Rohmaterialien, auf Luxuswaren beschränkte. Dieses eigentümliche Verhältnis mußte sich auf das germanische Wirtschaftsleben sehr günstig auswirken. Beruhte doch die bäuerliche Hochkultur des gesamtgermanischen Gebietes auf einer durchaus geregelten Ausgleichswirtschaft, die für alle, Freie wie Unfreie, so günstige Lebensbedingungen bot, daß es überhaupt keine Armut im Lande gab. Wie wohlgeordnet und reich die Wirtschaftsverhältnisse damals gewesen sein müssen, ergibt ein allerdings viel späteres Zeugnis, das sich auf Schweden kurz nach dessen Christianisierung bezieht. Dort gab es unter Voraussetzungen, die den urgermanischen noch völlig glichen, so wenig Arme, daß die von der Kirche vorgeschriebenen Almosen ins Ausland gesendet werden mußten, da niemand im Lande in der Lage war, sie anzunehmen.

Der Grund dieses Wohlstandes war, wie aus

dem oben Gesagten ja schon hervorgeht, nicht der Handelsverkehr, sondern vielmehr dessen völlige Unerheblichkeit, was die Notdurft anbelangt. Auch wenn jede Einfuhr ausgeblieben wäre, hätten die Germanen alles gehabt, was sie zum Leben bedurften. Daher auch die verhältnismäßig grobe Mißachtung des Kaufmannsberufs, die sich bis weit ins Mittelalter erhielt. In vor- und frühgeschichtlicher Zeit übten den Handel nie Germanen, sondern stets Fremde aus, in erster Linie die deshalb besonders verachteten Gallier, und später auch Juden, die ja den gesamten Handel des Römerreichs bereits in Händen hatten.

Daß der Handel für das germanische Wirtschaftsleben ohne Belang blieb, war außerdem eine natürliche Folge der Tatsache, daß es keinen ausgeprägten germanischen Handwerkerstand gab, daß also keine größere Gruppe von Menschen vorhanden war, die auf den Verkauf ihrer Erzeugnisse angewiesen war. Alles war auf reine Bedarfsproduktion eingestellt, und alles, was man an Handwerkserzeugnissen brauchte, stellte man selbst auf dem Hofe her, wobei natürlich in größeren Betrieben Knechte für jedes einzelne Handwerk sich spezialisierten. Überhaupt muß man nach Ausweis der Funde bereits für die Jungsteinzeit eine weitgehend spezialisierte Arbeitsteilung annehmen, so vor allem für die feinere Holzbearbeitung, wie die

Schnitzerei und die Zimmerarbeit bei den grossen Hallenbauten und beim Schiffsbau. Aber während all diese Kunstfertigkeiten immerhin noch im Hause erwuchsen, wenn auch vielleicht schon getragen von wandernden Handwerksmeistern, wie noch heute in Norwegen, bildete die Kunst der Metallbearbeitung eine Ausnahme, da sie, wie wir bereits sahen, noch von den Zeiten der Erfindung des Bronzegusses her mit abergläubischem Geheimnis umgeben war. War doch das Schmiedehandwerk die Kunst schlechthin, und seine Meister höchst angesehene Leute mitunter aus den vornehmsten Familien.

Wie vielseitig war aber auch der Umfang dieses einzig selbständigen Handwerks. Wohl waren Waffen das wichtigste, und die hohe Kunst, eine Schneide zu härten, war das kostbarste Geheimnis mancher Geschlechterfolge. Nächstdem verrät schon das Wort „Geschmeide" den künstlerischen Wert der Schmiedekunst: Gold und Silber bearbeitete sie für Männerbauge und Frauenhalsband, aber auch für Opfergeräte und heilige Feldzeichen. Sie schuf die Harfe des Sängers, aber auch die Lure, die zum Kampf rief, — sie fertigte des Rosses Zaumzeug, aber sie beschlug auch seine Hufe. Eine Menge Erfindungen, die später der Süden dankbar übernahm, entstanden durch das geniale Wirken germanischer Schmiede, wie z. B. Anker, Kette, Hufeisen, Sporn, Räder-

pflug und Tonne. Sägen und Zangen, Sensen und Schaufeln, Nägel und Werkzeug, — kurz alles metallene Hausgerät ging ebenso aus des Schmiedes Hand hervor, wie der kunstvoll mit Bildern geschmückte Schild des Königs. Also war der Schmied der Träger der germanischen Kunst schlechthin, und darum kann es nicht verwundern, daß selbst Fürsten diese hohe Kunst erlernten, wie Wieland, der eines Königs Sohn war, oder Sigfrid, der bei Mime in die Lehre ging. Der Vandalerkönig Gaisarich schätzte seinen Hofschmied so hoch, daß er ihn zum Grafen machte, und selbst im Mythus spiegelt sich die hohe Wertschätzung des kunstreichen Handwerks: der nordische Sänger schildert das goldene Zeitalter der Götter mit dem Vers:

Es einten sich Asen im Idafelde
hoch zu erheben heilige Häuser.
Sie wirkten und wölbten die Erzeswiege,
schufen Zangen, Werkzeug, Gezäh.

Das germanische Rechtswesen

Wie stand es bei unsern Vorfahren um Strafrecht, Fehde und Gerichtsverfahren?

Nichts ist so kennzeichnend für den Geisteszustand eines Volkes, wie die Art und Weise, wie es seinem Rechtsgefühl Ausdruck verleiht. Darum ist eine der wichtigsten Aufgaben des neuen Staates, die im Laufe des Mittelalters bei uns eingedrungenen römischen und kanonischen Rechtsnormen restlos zu beseitigen und an ihre Stelle wieder die auf heimischem Boden gewachsenen, in unserm Gefühl verankerten Rechtsbegriffe zu setzen. Dies ist nicht nur wichtig, weil das moderne Recht weitgehend andersrassig bestimmt war, sondern hauptsächlich, weil es zum Inbegriff nüchterner Unvolkstümlichkeit geworden war. Unsern Vorfahren hingegen war der altererbte Rechtsgang etwas Lebensnahes und Vertrautes. In seinen äußeren Formen „lebte und webte die Volksseele mit all ihrer Treuherzigkeit und her-

ben Frische, klarem Verstand und warmem Gemüt, ihrem strengen Gerechtigkeitsgefühl und trotzigen Eigensinn, ihrer Freiheitsliebe, ehrlichen Frömmigkeit und dichterischen Phantasie". Waren doch die Grundzüge „der ewigen, heiligen Ordnung", — denn dies bedeutet das älteste Wort für Rechtswesen, ewa, — seit unvordenklicher Vorzeit den Nachlebenden lebendig wachsend weitergegeben worden, — ein blühender Baum immer neuen Lebens. Denn da es kein geschriebenes Gesetz gab, keine Akten und Gerichtsstuben, wurden Rechtssprüche und Weistümer von Generation zu Generation im bildhaft geformten, oft sprichwörtlichen und meist hochpoetischen Formulierungen weitergegeben, dadurch wirklich im Volksbewußtsein lebend wie der Götterglaube oder das Heldenlied.

Stellen wir uns eines der berühmtesten Beispiele vor Augen, in welcher Weise unsre Vorfahren Rechtssätze nicht nur überlieferten, sondern zugleich ihre gefühlsmäßigen Motive sich anschaulich im Gedächtnis verankerten. Die Fälle, bei deren Eintreten das uralte friesische Recht der Mutter eines vaterlosen Kindes erlaubt, über dessen Erbe zu seinen Gunsten zu verfügen, werden folgendermaßen gekennzeichnet: „Die erste Not ist, wenn das Kind wird geführt, gefangen und gefesselt, nördlich über die See oder südlich über die Berge: da mag dann die Mutter das Erbe veräußern, dem Kind zuliebe,

daß sie ihm helfe sein Leben zu lösen. Die zweite Not ist, wenn Teuerung kommt, daß der heiße Hunger das Land verheert und das Kind Hungers sterben müßte: dann mag die Mutter das Erbe veräußern, daß sie dem Kinde kaufe Kuh und Korn, auf daß man es damit am Leben erhalte, denn Hunger ist der Schwerter schärfstes. Die dritte Not ist, wenn das Kind ist stocknackt und hauslos und wenn dann über die Zäune schaut nebeldüstre Nacht und eiskalter Winter. Dann eilen die Menschen alle in Hof oder Haus, und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und der Berge Schluchten, daß es sein Leben friste. Das unmündige Kind aber weilt und beklagt seine nackten Glieder, — es jammert, daß es kein Obdach habe, weil sein Vater, der ihm helfen sollte gegen den kalten Winter und den heißen Hunger, tief ruht unten im Dunkel, unter Eichenholz und Erde, mit vier Nägeln beschlagen und verschlossen: dann also darf die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern."

Man muß sich vergegenwärtigen, welch direkte, die ganze Thinggemeinde ergreifende Wirkung es haben mußte, wenn solche altertümliche Rechtssätze, aus unvergleichlicher poetischer Begabung geformt, und mit schweren feierlichen Wendungen daherschreitend, dem Gedächtnis der alten Gesetzessprecher entstiegen, um einen Rechtsstreit zu entscheiden. Man dürfte wohl in allen Gesetzbüchern der Welt verge-

bens nach einer Stelle suchen, die so gewaltig und erschütternd, so liedhaft und urtümlich ist, wie diese.

Wie unser Beispiel zeigte, waren bereits in frühester Urzeit — denn Rechtsnormen wie die zitierte setzen eine außerordentlich lange, zweifellos in die Zeit v. Zw. zurückreichende literarische Vorentwicklung voraus — Ansätze zu ausgesprochen zivilrechtlichen Normen bemerkbar. Den Hauptteil des damaligen Rechtsganges indessen nahm die Pflege des Strafrechts in Anspruch, schon aus dem Grunde, weil die Volksgemeinschaft seiner am dringendsten bedurfte. Denn von dem Augenblick an, da unsre Ahnen in einem geordneten Staatswesen lebten, also spätestens von Beginn der Jungsteinzeit an, mußte völlig einwandfrei feststehen, welche Mein- oder Neidingstaten als gegen die Gesamtheit gerichtet mit dem Tode zu bestrafen waren. Selbstverständlich kannte das alte Strafrecht zunächst keine andere Handhabe der Gerechtigkeit, da es sich ja darum handelte, die götterverachtende Gesinnung des Missetäters völlig unschädlich zu machen. Die Art der Vollstreckung war verschieden. Meist erstickte man die Verbrecher, indem man sie ins Moor warf, welcher Sitte wir die zahlreichen gut erhaltenen Moorleichen verdanken. Meeranwohnende Stämme gruben die Verurteilten am Ebbestrand ein, so daß sie das Meer tötete. In allen Fällen scheute man sich, selbst Hand an den Übeltäter zu legen, abge-

sehen von rituellen Verstümmelungen, die kultisch bedingt waren, wie Abhauen der Hand und Abschneiden der Ohren. Doch kannte man für gewisse Verbrechen auch besondere Strafen, wie Hängen für Diebstahl und Feuertod für Zauberei und Spionage.

Als Verbrechen sah man, wie bereits erwähnt, nur solche Meintaten an, die sich gegen die Volksgesamtheit richteten, also Heiligtumsschändung, Bruch des Thingfriedens, Räuberei, Landesverrat und Waffenflucht. Es war schon eine vorgeschrittenere Entwicklung, daß man später auch Untaten aus ehrloser Gesinnung, wie feigen Mord, gemeinen Diebstahl und gewisse Formen der Unzucht öffentlich ahndete. Denn ursprünglich war die Verfolgung all derjenigen Verbrechen, die sich gegen Einzelpersonen richteten, diesen selbst und deren Sippe überlassen, die sich ihr Recht selbst schaffen mußten.

Dies galt insbesondere vom gewöhnlichen Totschlag, der ein sühnbares Vergehen darstellte, das den Staat nichts anging. Ohne Mitwirkung des Gau- oder Landesthings hatten sich die betroffenen Sippen über das Wergeld zu einigen, oder, falls eine Sühne mißlang, den Weg der Fehde zu beschreiten. Denn die uralt-geheiligte Pflicht der Blutrache duldete kein Eingreifen Dritter. Die Rachetat konnte wohl herausgeschoben, nie aber einfach unterlassen werden. Da nicht nur die sämtlichen Gesippen des Gemordeten und des Mörders, sondern

auch deren Gefolgen und Hörige in die oft ungeheuer blutige Auseinandersetzung mit einbezogen wurden, kam es allerdings vor, daß der Staat, wenn der Streit gar kein Ende nehmen wollte, eingriff und eine Aussöhnung durch Bußleistung erzwang.

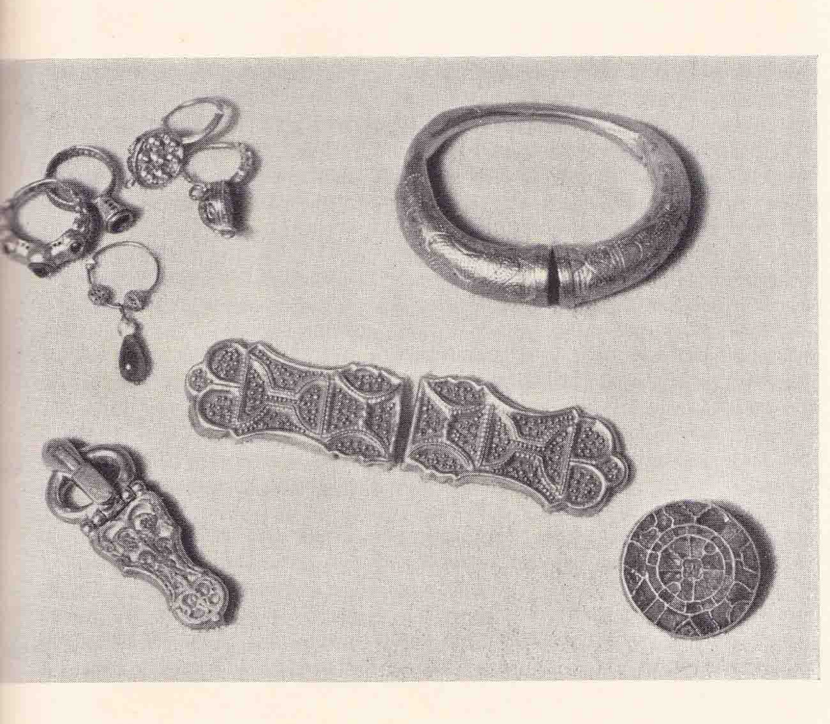
Die Festsetzung und Normierung der normalen Bußsummen, des Wergelds, war also eine der wichtigsten Aufgaben des germanischen Rechts. Das Fridu (Friedensgeld) erhielt die Sippe des Geschädigten in ältester Zeit ganz. Erst später gehörte ein Teil dem Staate als Sühne für die Störung des Friedens. Demgemäß hatte nun die Volksgemeinde auch ein eigenes Interesse an der Beilegung von Streitfällen, und daraus entwickelte sich die Friedlosmachung, die denjenigen traf, der weder den normalen Fehdegang annahm, noch aber eine Buße tat. Der Geächtete war als „Waldgänger" oder „Wolfsgenosse" wie ein schädliches Wild von jeder menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und durfte wie ein reißendes Tier bußlos getötet werden. Jedoch erstreckte sich die Ächtung niemals auf die Familie des Friedlosen, wogegen strenge Strafe diejenigen traf, die den Geächteten beherbergten und auch sonstwie beschützten.

Während wir nun über die Einzelheiten des formalen Rechts ausgezeichnet unterrichtet sind, und zwar, weil die später aufgezeichneten Volksrechte die uralten Normen treu bewahrten, wissen wir

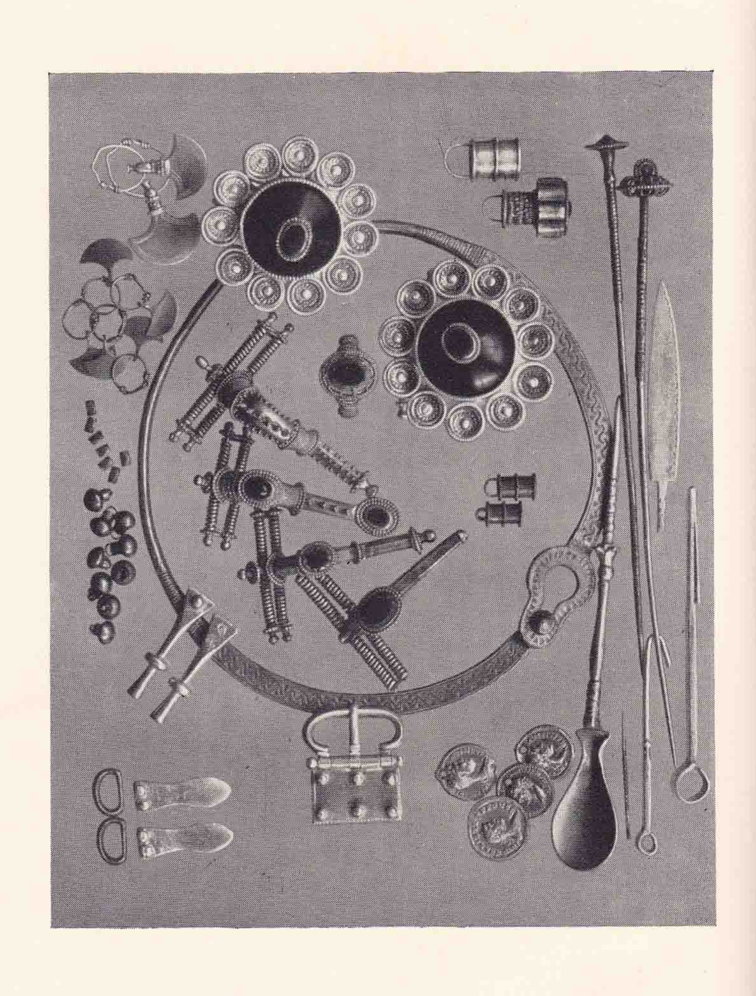
vom eigentlichen Rechtsgang außerordentlich wenig. Eine Klageerhebung von Staats wegen gab es jedenfalls nicht, sondern stets forderte der Geschädigte denjenigen, der eine widerrechtliche Handlung begangen hatte vor das Gaugericht, dem die Rechtspflege oblag. Das Gerichtsthing wurde regelmäßig unter einem hohen Baum innerhalb eines eingefriedigten Kreises oder aber an einem besonders merkwürdigen Felsen abgehalten. Der Gauvorsteher, also der Vornehmste der Aldermänner, war zugleich der Richter, der zwar das Urteil zu fällen hatte, aber abhängig von den Rechtssprüchen derjenigen Thingmänner war, die in dem betreffenden Gau entweder als gesetzkundig galten, oder direkt als Gesetzessprecher bestellt waren. Die Klage mußte, um rechtswirksam zu sein, unter strengster Einhaltung genau vorgeschriebener Wendungen und Worte vorgebracht werden, von denen sich viele noch bis in unsern Sprachgebrauch erhalten haben, wie Leib und Leben, Schutz und Schirm, Erb und Eigen, Haut und Haar. Das Klagvorbringen schloß mit der Aufforderung an den Beklagten, zu antworten, und diese Antwort mußte wiederum in ganz bestimmter Form vor sich gehen, gleichgiltig, ob sie ein Eingeständnis oder nur Einreden und Vorbehalte enthielt. Beteuerte der Beklagte seine Unschuld, so bedurfte er der Eideshelfer, die mit ihm gemeinsam den Reinigungseid leisteten. Das Vertrauen in die

Wahrhaftigkeit jedes Eides war so groß, daß damit das ganze Klagverfahren hinfällig wurde. Jedoch konnte der Richter, wenn das Klagvorbringen durch untrügliche Zeichen für die Schuld des Beklagten gestützt wurde, auch den Kläger schwören lassen, worauf dem Beklagten nur noch die Anrufung des Gottesurteils übrig blieb, das meist in Form eines kultischen Zweikampfes vonstatten ging, seltener durch Loslegung mittels Runen. Alle diese Verfahren entfielen, wenn der Täter bei „handhafter Tat" ergriffen worden war. Wenn nämlich ein Verletzter das „Gerüft" schrie, den Notruf, dem alle, die ihn hörten, sogleich Folge leisten mußten, so war gewöhnlich durch eine Anzahl „Schreimannen" die Aussage des Klägers so gut unterstützt, daß die Verurteilung ohne Anhörung des Täters erfolgte. War dieser geflohen und ließ sich vor Gericht nicht vertreten, so wurde er sowieso verurteilt.

Sämtliche Vergehen und Verbrechen wurden vor den Gaugerichten geahndet mit Ausnahme derjenigen gegen die Religion und gegen die Heerfolge, sowie manchmal auch gegen die Landessicherheit. Diese nämlich waren der Landesgemeinde vorbehalten, und zwar, weil sie nur durch Beiwirkung der Priester rechtsgiltig entschieden werden konnten. Bei den Südgermanen, bei denen ein eigentlicher Priesterstand meist fehlte, versah dieses Amt der Landesfürst, und daher war ihm die Rechtssprechung



Langobardischer Schmuck



Thüringischer Schmuck

über Heiligtumsfrevel vorbehalten, genau so, wie er über Heeresverbrechen in seiner Eigenschaft als Herzog Gericht zu halten hatte.

Es fällt auf, daß trotz der vielen gemeinsamen Züge in allen germanischen Rechten jede Landschaft mit besonderer Zähigkeit an ihren rechtlichen Sonderformen festhielt. Das setzt nicht nur ein hohes Alter all dieser Sonderformen, die oft sehr beträchtlich voneinander abweichen, voraus, sondern zeigt auch, daß für unsre Vorfahren das Recht eine eigentümliche, der Willkür und der Veränderung völlig entzogene geheiligte Kraft beigemessen wurde. Nicht die Lebenden hatten zu bestimmen, was Recht war, sondern die Unveränderlichkeit der ererbten Normen, die man von den Göttern eingesetzt glaubte. Dies war die Gewähr nicht nur für die Wahrung der Rechte der Volksgemeinschaft, sondern vor allem dafür, daß niemand, vor allem nicht die Inhaber der tatsächlichen Gewalt, das höchste Gut des Germanen antasteten: seine unbedingte persönliche Freiheit.



Das germanische Heer

Die Gliederung der Landesverteidigung und das Gefolgschaftswesen bei unsern Vorfahren

Die Geschichte der Germanen vom Einsetzen der schriftlichen Quellen bis zur Zeit der Reichsgründungen ist eine ununterbrochene Kette von Kriegen. Bei dieser Überwertigkeit des Waffenwerkes mußte die Art und Weise, wie das Heerwesen organisiert war und wie es in Zeiten des Friedens gehandhabt wurde, von ausschlaggebender Bedeutung für die soziale Struktur des germanischen Lebens sein. Denn wäre das Heer unsrer Vorfahren, etwa so wie das römische, ein stehendes gewesen, so hätte es ungeheure geldliche Anstrengungen, vor allem aber eine komplizierte verwaltungstechnische Maschinerie vorausgesetzt, die, wie wir bereits sahen, bei den Germanen völlig fehlte. Nur dadurch, daß unsre Vorfahren ein Volk in Waffen waren, und daß jeder freiwillig sich stets für den Kriegsdienst bereithielt,

war es überhaupt möglich, daß die Germanen die mehr als dreihundert Jahre fortgesetzten Krieges wirtschaftlich aushielten.

Die germanischen Heere, oder vielmehr die Aufgebote der einzelnen Stämme, bestanden stets nur aus den Freien. Die Halbfreien wurden nur in Ausnahmefällen zur Landesverteidigung herangezogen, und wir kennen nur insgesamt drei Fälle, wo man in äußerster Volksnot auch die Sklaven bewaffnete. Eine Unterteilung in verschiedene Waffengattungen wie bei den Römern kannte man nicht, abgesehen von den Reitertruppen, für die zum Beispiel die Sueben berühmt waren.

Führte ein Stamm einen reinen Verteidigungskrieg zur Behauptung seiner Fluren gegen eindringende Feinde, so eilte auf des Herzogs Gebot sogleich der gesamte Heerbann an der Landesthingstätte zusammen. Über seinen Einsatz konnte der Herzog jedoch nicht ohne vorherige Befragung der Gaufürsten und vornehmsten Aldermänner verfügen, — eine verderbliche Einschränkung seiner Feldherrnvollmacht, die oft genug Anlaß zu schweren Verlusten gab. Anders war es, wenn, stets nach Beschluß der Landesgemeinde, ein auswärtiger Krieg geführt wurde, also zumeist ein Angriffskrieg gegen ein Nachbarvolk oder die Römer. Dann waren die Vollmachten des Feldherrn, der in fast all diesen Fällen König war, noch unumschränkter als

die eines römischen Feldherrn, da er die volle Verantwortung für den Ausgang des Unternehmens selbst trug. Daher die gewaltige Durchschlagskraft solcher Kriegsfahrten, die oft genug nur durch rücksichtslosen Einsatz der Streitkräfte das Ziel erreichten.

Im letztgenannten Fall wurde meist nicht der gesamte Heerbann eines Volkes oder Stammes in die Fremde geführt, sondern nur diejenigen, die sich dem betreffenden Führer freiwillig anschlossen. Insofern stellte ein solches Heer eigentlich nur eine ins riesenhafte erweiterte Gefolgschaft des betreffenden Herrschers dar und unterstand daher auch den außerordentlich strengen Kriegsgesetzen dieser für die Friedensorganisation der Germanen so außerordentlich bedeutsamen Einrichtung.

Die Gefolgschaft nämlich war eine militärische Kampfgenossenschaft, die in der Geschichte völlig einmalig ist. Jeder Fürst, aber auch jeder durch besondere Heldentaten berühmte oder sonstwie ausgezeichnete freie Mann versammelte in seiner Halle eine größere oder kleinere Zahl waffenführender Männer, die sich aus freiem Entschluß ihm unterordneten und sich durch schwere Eide verpflichteten, ihm in allen Dingen, die eines freien Mannes würdig wären, zu gehorsamen. Die Aufnahme in das Gefolge erfolgte in feierlicher Weise vor versammelter Gau- oder Landesgemeinde, und von diesem Tage an lebte der „Dienstmann“ in der Halle

seines Herrn, der zugleich sein Wirt war, und dem daher die Sorge für den Lebensunterhalt wie für die gesamte Ausrüstung seines Herdgenossen oblag. Eine eigentliche Entlohnung der Gefolgen kannte man nicht, aber es galt als so entehrend und schimpflich, wenn ein König seinen Mannen gegenüber mit Geld und Gaben knauserte, daß dies der einzige Grund war, womit man ihm den Gehorsam aufkündigen konnte. Dagegen waren die tatsächlichen und sittlichen Pflichten des Gefolgsmannes gegenüber dem Herren von eindeutiger Großartigkeit. Das Gefolgschaftswesen erforderte so rücksichtslosen kämpferischen Einsatz, daß der „Degen" unausweichlich seinem Herrn in den Tod folgen mußte, wenn dieser fiel.

Das Gefolgschaftswesen war sozusagen die Friedensorganisation des germanischen Heeres insofern, als dadurch in jedem Stamm oder Volk eine mitunter recht bedeutende Menge hochwertiger Krieger zu jederzeitigem sofortigem Einsatz vorhanden war. Verwandtschaftliche Beziehungen oder aber spezielle Heerfolgeverpflichtungen zufolge besonderer Abmachungen brachten es mit sich, daß die Stammesfürsten oder Könige durch rasche Zusammenziehung der Gefolgschaften ihres Herrschaftsbereiches eine mitunter sehr bedeutende Truppenmacht jederzeit zu ihrer Verfügung hatten. Diese Formationen stellten bei einem Volkskrieg die Elite des

Heeres dar und fochten meist gesondert, schon weil die regulären Truppenkörper, wie wir bereits sahen, nach Sippen geordnet waren, während das Gefolgschaftswesen diese urtümliche Gliederung durchbrach.

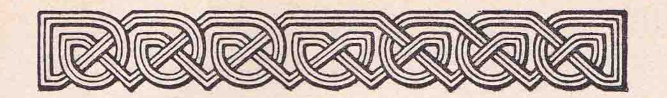
War der Heeresdienst im Volksaufgebot durch die selbstverständlichen sittlichen Pflichten jedes Einzelnen gegenüber der Volksgemeinschaft bedingt, so erforderte das Gefolgschaftswesen eine besondere Verankerung der ihm zugrundeliegenden moralischen Verpflichtung. Dies führte zur Ausbildung des Begriffs der Treue, dieser germanischsten Formung auf dem Gebiete sittlicher Normen. Es ging den Gefolgen nichts an, ob sein Herr im Recht oder im Unrecht war und mitunter legte der Treuschwur Schwereres auf, als ein Menschenherz zu ertragen vermag. Volk, Sippe, ja selbst die Familie galten nichts gegenüber dem eisernen Gebot der Pflicht. „Wenn die Not des Herrn dem Gefolgen den Mord seines nächsten Verwandten befiehlt, so muß er ihn vollbringen," berichtet der Ostgote Jordanis, um die Heerfolgeverpflichtung eines ganzen Volkes, — seines eigenen, — gegen die blutsverwandten Westgoten verständlich zu machen, als der Lehnsherr des Volkes, Attila, dies befahl. Noch eindeutiger ist das Beispiel des tapferen Markgrafen Rüdiger im Nibelungenlied, der den geliebten Schwiegersohn erschlagen muß, weil er von seinem Lehnsherrn an seinen Eid gemahnt wird.

Wie es nach Lage der Sache nicht anders sein konnte, war eine längere Friedenszeit aus wirtschaftlichen Gründen eine so schwere Belastung für die Gefolgschaftsherren, daß es schon aus diesem Grunde dauernd zu Fehden oder auswärtigen Streifunternehmungen kommen mußte. Wenn wir von den Sueben hören, daß in jedem Jahr ihre junge Kriegsmannschaft zu ausgesprochenen Beutezügen ins Nachbarland ausrückte, so können wir uns gut vorstellen, daß unsre Vorfahren, selbst für Stämme gleichen Blutes, nicht eben angenehme Nachbarn gewesen sind. Der unwiderstehliche Reiz des Beutemachens übte einen unheilvollen Einfluß sowohl auf die eigentliche Politik wie auf den persönlichen Ehrgeiz der Gefolgsherren aus, und oft genug hören wir die Klage, daß auf dem durch kühne Kriegstaten erworbenen Hort, — dieser Voraussetzung der Gefolgschaftshaltung, — der Fluch einer schweren Tat und mitunter Blutschuld lastete. Immer kehrt die düstere Verstrickung wieder: das gleißende Gold, die funkelnden Ringe bringen Schuld und Verderben über den Helden.

Noch eine andere Schattenseite der Gefolgschaftstreue bleibe nicht unerwähnt. Nicht immer fanden die tapferen jüngeren Söhne der germanischen Grenzstämme einen einheimischen Fürsten, der sie in sein Gefolge aufnahm. Dann suchten sie in der Fremde ihr Waffenglück, und kämpften mitunter

mit gleich unwandelbarer Treue und Ergebenheit gegen ihre eigenen Volksgenossen, wenn sie, wie es oft genug vorkam, einem römischen Feldherrn oder dem Kaiser sich angelobt hatten. Dort wußte man aus begreiflichen Gründen die unverbrüchliche Treue der Germanen zu schätzen, und wie schon Caesar seine germanischen Hilfstruppen in entscheidender Situation an die ausschlaggebenden Stellen stellte, so haben in den Kriegen Roms gegen die Germanen bedauerlicherweise fast immer in römischen Diensten fechtende Deutsche den Sieg über ihre Stammesbrüder erkämpfen helfen. Treue war allzeit das oberste Gesetz der Ehre, und neben ihr galt weder eigner Wunsch und Wille noch das Vaterland.

Um so gewaltiger war der Waffenerfolg, wenn freiwilliger Einsatz, heilige Überzeugung, — vor allem aber die Verteidigung der höchsten Güter, das Volk in Waffen geeint zusammenrief. Pflegten doch, wenn es die Verteidigung der Heimat galt, die die Wundpflege ausübenden Frauen der Schlacht nicht fern zu bleiben, und ihre ermunternden Zurufe, oder im Falle der drohenden Niederlage ihre herzbewegenden Klagen, erreichten jene von allen Gegnern gefürchtete Höchstleistung der germanischen Heldenkraft, der wie von selbst immer wieder Sieg auf Sieg zufiel.



Helden= und Führertum bei den Germanen

Wie gestaltete sich die Persönlichkeits=wirkung bei unsern Vorfahren in vor= und frühgeschichtlicher Zeit?

Breit floß in bäuerlicher Ruhe und Gelassenheit das Friedensleben der germanischen Gemeinwesen. Wohl schätzte man des Einen oder Anderen Gesetzes=kenntnis, persönliche Weisheit oder überragende charakterliche Bedeutung. Aber eine wirklich beherr=schende Stellung im Staate, ja selbst in der Ge=meinde konnte in der Frühzeit niemals von solchen Tugenden des Geistes geschaffen werden. Vielmehr war es, der ausschlaggebenden Bedeutung des Waf=fenwerkes entsprechend, stets nur die kriegerische Einzelleistung, die eine Führerstellung begründete. Die Laufbahn, die hierbei zu durchmessen war, kann man nicht eben als einfach bezeichnen. Es genügte durchaus nicht, daß ein junger Krieger im Felde oder bei Waffentaten des Gefolges seines Herrn seinen Mann stand. Das Durchschnittliche und

Pflichtgemäße wog nichts im Bereiche des Mythus, — denn das macht den Wert und die himmelstürmende Kraft des germanischen Wunschlebens aus, daß es seine sittlichen Maße nicht von der Erde, sondern von dem Überirdischen bezog. Jeder Einzelne mußte, wenn er sich ein höheres Lebensrecht schaffen wollte, über menschliches Maß hinaus wachsen und in irgendeiner Weise die hohe Regelleistung übertreffen, die das Waffenrecht als solches bedeutete. Taten mußten getan werden, die den Rahmen des Gewohnten sprengten, — den Täter aus der menschlichen Gemeinschaft heraushoben als Träger eines höheren Rufes, eines göttlichen Auftrages.

Denn als solchen deutete man das Heldentum, diese typischste Prägung nordischen Geistes, das seinen vollkommensten Ausdruck, vorbildhaft und immer wieder neue Generationen anspornend im Heldenliede fand. Nicht die Tat als solche war es, die man suchte und als Probe bestand, sondern die unausweichliche Verstrickung in Schuld und sühnenden Ausgleich, — jene Tragik, die dem Täter Gelegenheit gab, aus tiefstem Grunde seines Wesens heraus neue sittliche Normen zu schaffen, die selbst die Götter bezwangen. Ein solches Bild des Heldentums mußte die vollkommenste Prägung germanischen Sittlichkeitsempfindens sein. Der Täter, durch keine menschlichen Bande und keine Rücksicht auf das Gemeinwohl gefesselt, konnte aus sich selbst

heraus, aus freistem Entschluß und freiestem Willen, nur den Gesetzen seines Ich verpflichtet und untertan, neue Wege ins Reich des Übermenschlichen finden, — für sich und alle, die ihm zu folgen wagten.

Dieser metaphysische Gehalt der heldischen Sendung, — mag er auch schon mitunter spürbar bis ins Bewußtsein der großen Erscheinungen des Heldenalters unsrer Vorfahren aufgestiegen sein, — blieb doch im wesentlichen hinter mythologischen Formulierungen versteckt. Die üblichste war, daß man glaubte, der Ruf Odins sei an den einen oder anderen dieser Auserwählten ergangen und habe ihn befähigt, sich über die Volksgemeinschaft herauszuheben. Daher fehlt es im halbhistorischen und im Sagenschrifttum unsrer Frühzeit nicht an deutlichen Beweisen für die abergläubische Furcht vor der Dynamik dieses dämonischen Ergriffenseins. Man zählte die großen Helden zu den Söhnen der Götter und meinte, daß ihrer in Walhall besondere Ehren warteten.

Wenn man die außerordentlich zahlreichen Kampfberichte über heldische Einzelleistungen liest, die in unserem alten Schrifttum überliefert sind, so wird selbst billige Skepsis die Überlegung nicht ganz ausschalten können, daß neben ausgezeichnetsten Kräften des Geistes und Körpers, die in einer fast märchenhaft anmutenden Beherrschung des Waf-

fenwerkes zum Ausdruck kamen, auch noch schlechthin irrationale Mächte am Werke gewesen sein müssen, um eine solche übermäßige Wirkung zu erreichen. Moderne Analyse wird hierbei rasch mit Schlagworten wie dem von der Suggestivwirkung bei der Hand sein, und zur Bekräftigung einer solchen rationalistischen Deutung und Verdeutlichung mit Parallelen aus der modernen Geschichte nicht sparen. Es sei zugegeben, daß der bloße Anblick eines gefürchteten Kämpen in der Schlacht ebenso, wie die Furcht vor den seinem Schreckenshelm oder seinem Siegschwerte zugeschriebenen übermenschlichen Kräften oft genug genügt haben mag, selbst tapfere Gegner zu lähmen. Aber viel wesentlicher erscheint uns nicht diese negative Seite der Deutung übernatürlicher Leistung, sondern die positive, daß nämlich diese Söhne der Götter an ihre Sieghaftigkeit, ja sogar an ihre Unverwundbarkeit selbst glaubten, und aus dem Impuls ihrer Sendung heraus infolgedessen wirklich Dinge leisten konnten, die jedes Maß überstiegen. Man denke nur, — um Sagenberichte hier ganz außer Betracht zu lassen, an den Heldenkampf des Königs Teja, der nach sechzigtägigem ununterbrochenem Kampf den in die Schroffen des Vesuvs gedrängten Resten seines Volkes dadurch eine Ruhepause verschaffte, daß er, den Eingang einer engen Schlacht als Einzelkämpfer sperrend, acht Stunden allein gegen ein ganzes

Heer kämpfte, dessen tapferste Krieger darin wetteiferten, ihn zu Falle zu bringen. Selbst der römische Berichterstatter dieser unvergleichlichen Leistung konnte nicht umhin, Tejas Heldentum mit ehrlichen Worten der Begeisterung zu feiern, indem er von ihm sagte, er habe selbst die gefeiertsten Helden des klassischen Altertums an Tapferkeit übertroffen.

Nur selten, man möchte fast sagen, nur in Ausnahmefällen, diente die heldische Leistung wie im Falle Tejas dem Volke. Teja war König und als solcher der väterliche Beschützer der gesamten Volksgemeinschaft, der seinen Pflichtenkreis nach der Umgrenzung seiner Rechte zu bemessen hatte. Das Heldentum des Einzelnen hingegen hatte niemals solche weitreichende soziale Funktionen, da es ja auf dem Geltungswillen des Individuums beruhte und in dem einen, tief religiös empfundenen Zwecke gipfelte, den Helden dem menschlichen Gleichmaß zu entheben, um ihn würdig zu machen für eine besondere Rolle in jenem Kampfe, der dereinst den Göttern drohen würde.

Der König indessen war der echtgeborene Sohn der Götter, ihr Stellvertreter auf Erden und daher der geborene Mittler zwischen den Menschen und der überirdischen Welt. Wir sahen bereits, aus welchen Gründen dem Südgermanentum ein echtes, gewachsenes Königtum völlig fehlen mußte. Sie waren von der alten nordischen Mitte als Sendlingsvölker

nach Süden ausgestrahlt worden, genau so, wie vor ihnen die anderen arischen Völker. Nur bei denjenigen Stämmen, bei denen im Laufe der Frühgeschichte eine nochmalige Überschichtung mit einer skandinavischen Herrenschicht stattfand, finden wir daher ein dem uralten nordischen Königshaus entstammendes Herrschergeschlecht, wie bei den gotischen Völkern, den Markomannen (Schwaben und Bayern), den Sachsen und den Franken. Aber nur bei Goten und Franken gelangte es später auch zu historischer Bedeutung als das, was den wesentlichsten Gehalt jeder legitimen Monarchie ausmacht, — als kulturelle Konstante.

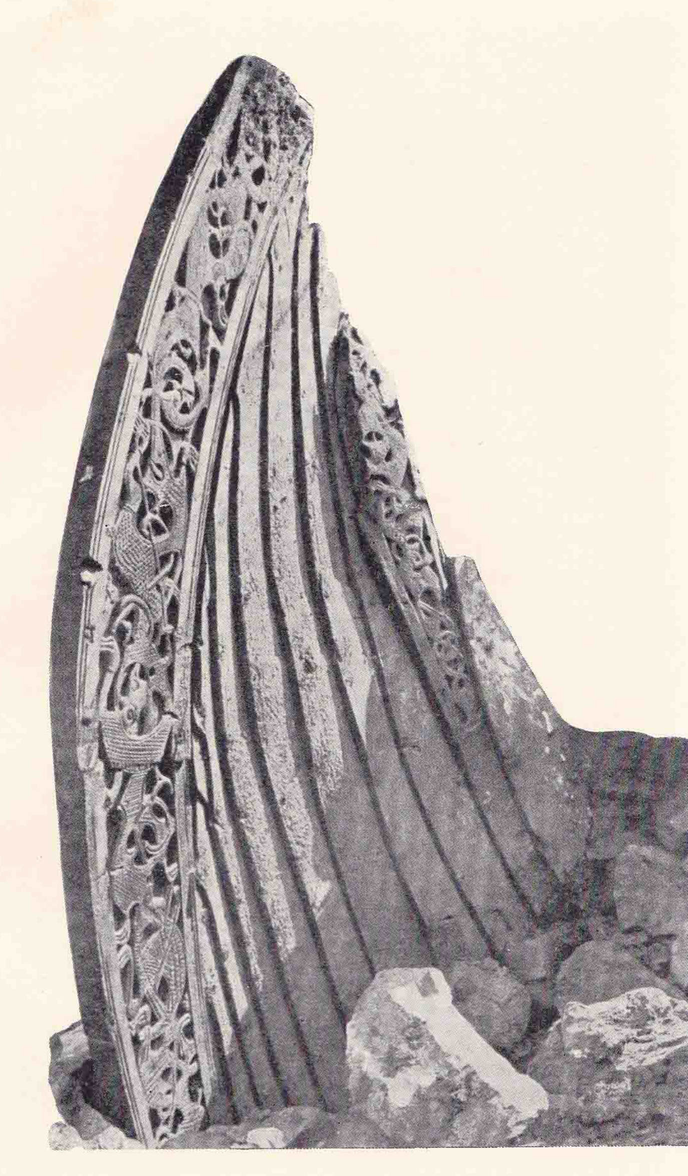
Das Wesen des als den Göttern entstammt gedachten Königtums besteht darin, daß die Träger solcher Würde unverletzlich sind und daher über dem Streite der Parteiungen und Meinungen stehen. Das Germanentum prägte dort, wo es unverfälscht war, im skandinavischen Norden, noch eine besondere Form der höheren Verantwortlichkeit des Führers für den Geführten: der König haftete mit seinem Leben für jedes Unglück, das etwa die überirdischen Mächte seinem Volke zufügten, wie etwa Mißwuchs oder Teuerung. Diese konsequente Weiterbildung der Mittlerrolle des Priesterkönigtums war besonders im Kriege wichtig. Der König, der ja den Willen der Götter kennen mußte, trug nicht nur die moralische, sondern auch die tatsäch-

liche Verantwortung für die von ihm begonnenen Kriege, — eine Regelung von nicht zu unterschätzender politischer Tragweite, da ja die Könige des Nordens zugleich die vermögendsten und also auch zahlungskräftigsten Grundherren ihres Landes waren.

Die Gerechtsame des geborenen Königtums konnten durch Volksbeschluß weder gemindert, noch etwa gar ersetzt werden, wenn auch dem Landesthing stets ein eigentümliches Recht der Absetzung bei Unfähigkeit oder der Wahl beim Fehlen eines rechtmäßigen Nachfolgers zustand. Doch war die letztere stets an das götterentstammte Königsgeschlecht gebunden und nur dann, wenn dieses ausgestorben war, oder aber nur minderjährige Erben vorhanden waren, wich man, stets ungern und vorübergehend, von der geheiligten Erbfolge ab. Wir kennen überhaupt nur einen einzigen König der gesamten germanischen Geschichte, von dem ausdrücklich berichtet wird, daß er vor seiner Schilderhebung durch das Volk ein einfacher Krieger gewesen war, nämlich den Ostgoten Witiges.

Auch seine Helden liebte das germanische Volk dem Königsgeschlecht dadurch gleichzustellen, daß es ihnen Abkunft von königlichen Ahnen zuschrieb. Bei der enormen Wichtigkeit, der genealogischen Reihen für die germanische Frühgeschichte ist es von besonderer Bedeutung, daß solche Abkunftsnachweise noch in spätmittelalterlicher Zeit üblich

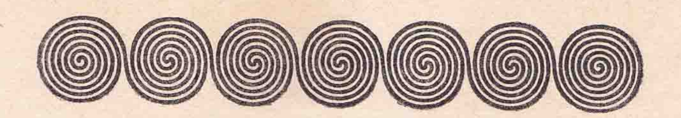
waren, — ein bedeutsames Zeugnis dafür, wie tief der Glaube an die uraltgeheiligte Legitimität im Volksbewußtsein verwurzelt war. Alles heldische Streben diente letzten Endes nur der Möglichkeit, sich durch große Taten der geborenen Führerschaft wenigstens einigermaßen gleichzustellen, und diese Anschauung hat noch das gesamte Spätmittelalter solange beherrscht, wie die wahren und echten Quellen der Volksüberlieferung sprudelten. Das Bestreben, seine großen Männer mit den Göttern und daher mit der Ewigkeit zu verknüpfen, hat noch vor zwei Jahrhunderten eine abstruse Nachblüte erlebt, indem Stammbaumfabrikanten alles, was damals einige Bedeutung hatte, mit den Könighäusern des Frühmittelalters in Verbindung brachten. Es wäre falsch, diese törichten Spielereien lediglich zu belächeln, denn sie waren die letzte echte Auswirkung des wirklichen Götterglaubens unserer Ahnen, die es sich nicht denken konnten, daß ein Mensch Übermenschliches vollbrachte, wenn nicht die Kräfte der Himmlischen in seinem Blut am Werke waren.



Achtersteven eines Wikingschiffes



Geschnitzter Tierkopf



Die germanische Religion

Götterglaube und Götterdienst unsrer Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Am Anfang der menschlichen Religionsgeschichte steht die Totenehrung. Schon unsre altsteinzeitlichen Vorfahren begruben die Abgeschiedenen mit höchlichster Sorgfalt, und suchten ihnen den ewigen Schlaf angenehm zu machen. Aber es war ein sehr wesentlicher und neuer Fortschritt, als um die Zeit, da die Rentierjäger nordwärts wanderten, diese unsre Ahnen begannen, ihre Toten als Schlafende zu bestatten. Die Welt des Todes hatte ihre Schrekken verloren, — man fürchtete die gespenstischen Wiedergänger nicht mehr und hatte vielleicht schon die ersten, bahnbrechenden Träume von einem besseren Jenseits. In der Mittelsteinzeit wurde es mehr und mehr Sitte, die Toten der Sippe in allernächster Nähe der Wohnstätte der lebenden Nachkommen zu begraben, und dieser Brauch bildete bereits die Über-

leitung zu den ersten, als wirkliche Religion ansprechbaren Glaubensvorstellungen unsrer Vorfahren. Denn als bei Beginn der Jungsteinzeit die arischen Völker in Bewegung gerieten, und daher nicht mehr wie bisher die Überlebenden für die Gräber der Ahnen sorgen konnten, weil sie die Stätten ihres bisherigen Daseins verließen, begann man den Toten nach dem Vorbild der wirklichen eigene Häuser aus dauerhaftem Material zu errichten, damit ihre Ruhe nach menschlichem Ermessen für ewige Zeiten ungestört bliebe, selbst wenn die Nachfahren weiter gewandert sein würden.

Die gewaltigen Steinbauten, die, wie alle anderen arischen Völker, so auch die Germanen in der älteren und mittleren Jungsteinzeit als Erbbegräbnisse für ihre Führergeschlechter errichteten, sind noch heute die gewaltigen Zeugnisse des Jenseitsglaubens unsrer Vorfahren. Denn in ihnen kehrten unzählige Geschlechterfolgen zur ewigen Ruhe ein, sorgsam betreut von den Nachfahren, die mit Opfern und allerlei Gaben ihrer gedachten. Dieser Totendienst, der zugleich Ahnendienst war, muß für viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende den Hauptinhalt der germanischen Religion ausgemacht haben.

Erst gegen Ende der Jungsteinzeit traten, wie wir aus den Grabfunden erschließen können, neue religiöse Vorstellungen auf. Man stellte sich die Toten nicht mehr als im Grabe leibhaftig anwesend vor,

sondern glaubte sie bereits in ein besseres Jenseits entrückt, sodaß also die Sorge für sie für die Überlebenden entfiel. Etwa gleichzeitig muß sich aus dem eigentlichen Ahnendienst auch die erste Urstufe des späteren Götterglaubens abgespalten haben, indem man den Urheber des Geschlechtes, den halbgöttlichen Ahnherrn des ganzen Gaus und des Sippenverbandes, als Beschützer der Fluren zu feiern begann, indem man ihm Opfer darbrachte.

Wir wissen nicht, in welchem Abschnitt der Jungsteinzeit die wahrscheinlich außerordentlich rasch fortschreitende Entwicklung der Religionsvorstellungen über dieser Vielheit von Landschaftsgöttern das vermutlich zunächst sehr einfache Gebäude eine Theogonie, also einer mythischen Verknüpfung all dieser Stammesheroen mit einem als Gottvater gedachten Himmelsgott errichtete. Jedenfalls war zu der Zeit, da die anderen arischen Stämme sich vom Kernvolk zu trennen begannen, bereits der Glaube an eine ganze Götterfamilie lebendig, die nicht nur den Himmel und die Gestirne, sondern auch die anderen Mächte der Natur regierte. Früher glaubte man in den Vorstellungen von Riesen und Zwergen Spuren einer älteren Vorstufe des Glaubens sehen zu sollen, aber heute wissen wir, daß diese, im übrigen gänzlich gleichartig geordneten götterähnlichen Hierarchieen nur dadurch entstanden sind, daß die Germanen später die Glaubensvorstellungen überherrsch-

ter andersrassiger Völker, insbesondere der Lappen, in ebenderselben Weise in ihre Mythologie aufnahmen, wie die Chinesen die Religionen der von ihnen nach und nach eroberten Gebiete ihrer südlichen Nachbarn.

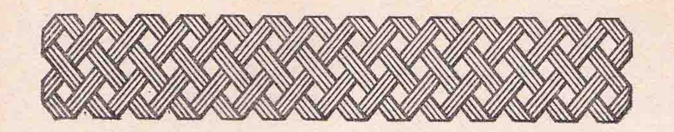
Eine ganz besondere Veränderung, zu der es keinerlei Parallelen bei anderen Völkern gibt, erlitten nun die germanischen Religionsvorstellungen dadurch, daß im zweiunddreißigsten Jahrhundert vor Zeitwende ein zwar arisch beeinflußter, aber andersrassiger Stamm bis in das germanische Kernland vorstieß und dort mit den eigentlichen Germanen verschmolz. Die Eindringlinge brachten ihre Stammesgötter mit, und die beiden Götterfamilien wurden, wie wir bereits bei der Betrachtung des Mythus vom Vanenkrieg gesehen haben, derart ineinandergeschoben, daß der Götterhimmel der Germanen fortan aus Angehörigen der beiden, ehedem feindlichen Stämme bestand.

Bereits bei Beginn der Bronzezeit war demnach die germanische Mythologie wenigstens in den Grundzügen genau so ausgebildet, wie sie uns in den fast zweitausend Jahren jüngeren Schriftzeugnissen entgegentritt. Doch hatte ein Bedeutungswechsel von nicht zu unterschätzender Tragweite noch nicht stattgefunden: die Entthronung des alten arischen Himmelsgottes Tiu durch den späteren Kriegsgott und Himmelsherrn Odin, der zunächst nur ein

Gott des Windes gewesen war. Die spätere Mythologie machte ihn zum Vater des nun lediglich als Schwertgott weiterlebenden Ziu = Tyr, das alte Verhältnis umkehrend.

Die Einzelheiten der germanischen Mythologie hier zu behandeln, würde zu weit führen. Das wunderbare Gebäude, das die volkhafte Dichtung der Germanen errichtet hat, — das kunstvoll ineinandergreifende Gewirk wesensverschiedenster Mythen, die doch alle die tiefreligiös empfundene Wesensbestimmung des Germanentums feierten, können heute endlich wieder als bekannt vorausgesetzt werden. Aber der germanische Götterglauben war nicht nur eine Vielheit von anekdotischen Erzählungen, die in der Spätzeit mitunter sogar zu schnurrigen Possen ausarteten, — er begriff in der Urzeit das gesamte Naturerleben in sich ein und suchte es gemäß der Bildhaftigkeit der germanischen Denkformen zu deuten. Aufstieg und Niedergang der Sonne, des Mondes und der Sterne, — der zuckende Blitzstrahl, das Rollen des Donners, — wundersame Wolkengebilde, rauschender Regen, Stimme des Sturmes, Wechsel der Jahreszeiten, ja selbst Leben und Tod waren im Bewußtsein des Germanen nur Spiegelungen von Vorgängen in der Götterwelt. Dadurch, daß man ihren Sinn deutete und ihnen im Liede Gestalt verlieh, löste man die ewigen Rätsel, die sie aufgaben.

Eines aber unterscheidet die germanische Religion grundsätzlich von jeder andren. Sie kennt nicht den Begriff der Ewigkeit als eines schlechthin Undenkbaren und Unmeßbaren. Ihre Götter sind wohl übermenschlich, aber doch so menschenähnlich, daß auch sie in Schuld verfallen, die gesühnt werden muß. So entstand der großartigste Gedanke, den wohl je ein Menschenhirn erdachte, der Mythus vom glücklosen Ende und vom dereinstigen Untergange der Götter. Nichts ist wahrhaftig ewig, — nichts besteht vor den ewig gleichen Schritten der Zeit, und so wird, wie allem menschlichen Streben, selbst den Himmlischen dereinst ein Ziel gesetzt sein, auf daß aus ihrem Tode neues Leben ersprieße. Nichts spiegelt sosehr die tiefe Einsicht des germanischen Sehers und Dichters in die wahre tatsächliche Gesetzmäßigkeit des Alls, als diese religiöse Formung, die die höchstentwickeltste aller Religionen der Erde ist und ewig bleiben wird.



Die germanische Seefahrt

Schiffsbau und Seekriegswesen unsrer Vorfahren in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Als die Rentierjäger aus ihren westeuropäischen Ursitzen nordwärts zogen, um an den Gestaden des unwirtlichen Eismeeres eine neue Heimat zu finden, trafen sie klimatische Verhältnisse an, die sie von Anfang an dazu zwangen, einen erheblichen Teil ihrer Nahrung im Meer zu suchen. Überreich waren die Gaben der flachen Nordseegestade, und mit Netz und Angelhaken gingen unsre Vorfahren bereits in der Mittelsteinzeit daran, sie sich in großem Umfange nutzbar zu machen. Gerade in der eigentlichen Nacheiszeit, in der in den Küstenländern Norddeutschlands und Skandinaviens noch ein mörderisches Tundrenklima herrschte, war es von ausschlaggebender Bedeutung, daß unsre Ahnen sich nicht scheuten, auf kleinen Fahrzeugen das gefährliche graue Meer zu meistern. Freilich werden wir ver-

geblich nach Spuren dieser ersten Schiffe suchen, denn deren Reste müssen, abgesehen von einigen Küstenstrichen Nordjütlands und Südschwedens, heute auf dem Grund des Meeres liegen, weil die damaligen Küstenlinien längst von der Nordsee überflutet worden sind. Lag doch das Hauptsiedlungsgebiet der Rentierjäger nach dem letzten Zurückweichen der Eiszeitgletscher hauptsächlich im Raum zwischen der damaligen Mündung der Elbe in den Rhein nördlich der Doggerbank und der äußersten Nordspitze Jütlands. Erst aus späterer Zeit, als das einbrechende Meer die Vorfahren der Arier weiter ostwärts gedrängt und schließlich in Nordjütland und Südschweden fast eingeschlossen hatte, sind uns Bodenfunde erhalten, die uns die Möglichkeit geben, die lange Vorentwicklung der nordischen Seefahrt einigermaßen zu erschließen.

Denn das rings von Meeren umgebene, von tief einschneidenden Buchten durchzogene Land, in dem die Vorfahren der Germanen in der Yoldiazeit, also zwischen 15000 und 10000 v. Zw. hausten, war ohne eine hochentwickelte Schiffahrt überhaupt kaum bewohnbar, zumal der entscheidende Schritt von der wilden Feldgraswirtschaft zum regelrechten Ackerbau noch nicht getan war. Als nun gar in der Muschelhaufenzeit die damals nahezu ausschließlich am Meer gelegenen größeren Siedlungen immer volkreicher wurden, was eine Ausdehnung des arischen

Siedlungsgebiets zur gebieterischen Notwendigkeit machte, sahen sich unsre Vorfahren sogleich zur kriegerischen Seefahrt gedrängt. Es dürfte keine allzu kühne Vermutung sein, wenn wir glauben, daß sie von allen Menschen zuerst zu Schiffe stiegen, um auf den zunächst noch winzigen und unbeholfenen Fahrzeugen hinaus in die Welt zu ziehen, um ihren Kindern neues Land zu gewinnen.

Wie freilich diese ersten nordischen Schiffe ausgesehen haben, wissen wir nicht. Wenn man aber bedenkt, von welch beispielsloser Traditionstreue die schiffahrttreibende Bevölkerung aller Weltgegenden ist, — mit welcher Zähigkeit sie an althergebrachten Schiffsbauformen festhält, wie es am einleuchtendsten das Beispiel Chinas und Nordafrikas zeigt, wo die heutigen Schiffstypen sich von denen vor über 3000 Jahren kaum unterscheiden, so ist wohl die Annahme erlaubt, daß diejenigen nordischen Schiffsformen, die um 2000 v. Zw. üblich waren, sich nicht grundlegend von denen unterschieden haben werden, die zur Muschelhaufenzeit gebraucht wurden.

Das älteste nordische Schiff, das wir kennen, ist das zu Hunderten auf den bronzezeitlichen südschwedischen Felsbildern dargestellte Flachboot mit Gleitsteven. Es war zur Aufnahme von dreißig bis fünfzig, mitunter sogar von siebzig Mann bestimmt und im Vergleich zu seiner großen Länge auffallend schmal und schnittig gebaut. Diese Schiffskon-

struktion muß schon damals von außerordentlicher Formvollendetheit gewesen sein, denn sie erhielt sich bis kurz vor Zeitwende völlig unverändert, — ein schlagender Beweis, daß man in einer außerordentlich langen Vorentwicklung bereits zu einem Typus gelangt war, der den damaligen Bedürfnissen ganz genügte. Wir kennen die Einzelheiten der germanischen Schiffsbaukunst dieser Epoche aus einem Fund, der zwar erst aus dem 3. Jahrhundert v. Zw. stammt, aber ein höchst altertümliches Gepräge zeigt: dem Schiff von Hirschsprung. Dieses 13 Meter lange Fahrzeug ist in Spantenbau auf einem das Schiff nach beiden Seiten überragenden Gleitsteven errichtet. Die Planken sind durch eine mit Harz verschmierte Pechnaht verbunden, — eine höchst altertümliche Befestigungsart, die einen bedeutsamen Fingerzeig gibt, wie überhaupt das nordische Schiff entstanden ist. Denn wie schon einige in die Zeit vor der Völkertrennung zurückgehende Sprachgleichungen hinsichtlich der Bezeichnungen für „Schiff" erweisen, faßte man dieses ursprünglich als „das Zusammengenähte" auf, und gewisse Wortverwandtschaften, wie Barke, Borke oder Schiff und Schaff, geben deutliches Zeugnis von jener steinzeitlichen Vorentwicklung, von der auch die Sage noch weiß, wenn sie vom zusammenfaltbaren Riesenschiff Skidbladnir berichtet.

Daraus muß man schließen, daß die steinzeitliche

Vorstufe des klinkergebauten Gleitstevenbootes ein diesem äußerlich sehr ähnliches, aber statt mit Holzplanken mit einer Außenhaut aus Leder oder Borke versehenes Schiff gewesen sein muß. Nun ist aber der Eskimokajak, der sich als sehr seetüchtiges Fahrzeug bis heute erhalten hat, ein der gelben (mongoliden) Westrasse eigentümliches Fahrzeug, und ein germanischer Seemann würde sehr schlecht in dieses gebrechliche, eigentlich nur für Kleinwüchsige geeignete Fahrzeug gepaßt haben. Wer die instinktmäßige Abneigung der heutigen Nordseebevölkerung gegen Faltboote, die ja nur die modernen Nachkommen der alten Kajaks sind, kennt, wird kaum annehmen, daß deren Vorfahren ähnliche Boote benutzten, denn sonst hätten sie da oder dort in Gebrauch bleiben müssen. Wir sind daher zu dem Schluß berechtigt, daß unsre Ahnen, als sie die Nordmeerküsten besiedelten, bei der vorarischen Bevölkerung zwar deren Bootstyp kennenlernten, ihn aber sogleich in einer ihnen gemäßen Weise grundlegend umformten, — ein Vorgang, den wir auch bei allen möglichen anderen kulturellen Übernahmen beobachten können. Auf diese Weise schufen sie das hölzerne Plankenboot, das als ihre Erfindung zu gelten hat und das vom 5. Jahrtausend v. Zw. zahlreiche arische Bevölkerungswellen, zunächst entlang der europäischen Westküsten, über die ganze Welt verbreitet haben. Die Mittelmeerländer über-

nahmen den nordischen Bootsbau gleichzeitig mit den großen Steingräbern noch vor 4000 v. Zw., und vom Orient aus hat er sich rasch selbst bis zum Fernen Osten verbreitet.

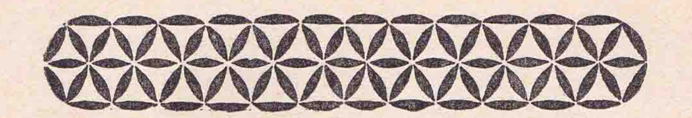
Das lange und schmale Gleitstevenboot war ein Fahrzeug, das sich nur für Küstenschiffahrt eignete. Von dem Augenblick an, da unsre Vorfahren sich anschickten, größere Entfernungen zu überwinden und zugleich erhebliches Schiffsgut mitzunehmen, genügte das äußerst schmale und daher recht gefährliche bronzezeitliche Schiff nicht mehr. Man ging, wohl noch in der Mitte des letzten Jahrtausends v. Zw., dazu über, den altbewährten Schiffstyp erheblich zu vergrößern und durch festeren Bau selbst den Stürmen des Nordmeers gewachsen zu machen. So entstand das formschöne Wikingboot, ein Gefährt, das der dichterischen Benennung „Wogenrenner" alle Ehre machte. Zahlreiche solche Boote sind uns durch Bodenfunde erhalten, und so wissen wir über ihre Bauart ganz genau Bescheid. Auf einem mächtigen, aus natürlich gebogenen Eichenplanken hergestellten, verhältnismäßig flachen Kiel erhoben sich in ungefähr einem Meter Abstand fest angelaschte, außerordentlich widerstandsfähige Spanten. Die Außenhaut, die vermittels einer sinnreichen, nachgiebigen Verbindung an ihnen befestigt war, bestand aus im Klinkerbau vernieteten und mit Wolle und Pech gedichteten Bohlen. Vor- und Hintersteven rag-

ten ungewöhnlich hoch auf und waren reich mit Schnitzereien verziert, die mitunter die Form von stilisierten Tierköpfen annahmen, was in der späteren Wikingzeit diesen Booten den gefürchteten Namen „Drachen" eintrug. Die Unterschiede zwischen den ältesten und bekannten Typen solcher Kriegsschiffe aus dem 2. Jahrhundert n. Zw. und etwa dem berühmten Osebergschiff aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts n. Zw. sind verhältnismäßig gering.

Auf diesen vorwiegend zu Kriegszwecken gebauten sogenannten „Langschiffen" überquerten die seeanwohnenden Stämme der Germanen jedes Meer. Bekanntlich dehnten sie ihre kühnen Fahrten nicht nur bis ins östliche Mittelmeer aus, sondern beherrschten Nord- und Ostsee sowie die Westküste Europas so vollständig, daß selbst das mächtige Frankenreich es nicht wagen konnte, ihnen entgegenzutreten. Den Höhepunkt der nordischen Seegeltung erreichte man um 1000, zu welcher Zeit die Wikinge nach Entdeckung Islands und Grönlands den nordamerikanischen Kontinent mehrfach erreichten, während sie im Süden bis etwa zur Kongomündung vorstießen.

Diese gewaltige Entfaltung nordischen Seekriegswesens hat also, wie aus den bronzezeitlichen Felsbildern zu ersehen ist, schon um 2000 v. Zw. das Leben unsrer Ahnen maßgebend bestimmt, denn kein anderes Objekt ist auf diesen Bildurkunden so häufig dargestellt wie das mit Kriegern bemannte

Kampfschiff. Später, als die eigentümliche Zugvogelsehnsucht die germanischen Stämme in die Welt hinausgeführt hatte, wurde für die im Kernland unsrer Rasse Zurückgebliebenen das seetüchtige Kriegsschiff zum Werkzeug der Betätigung des eingeborenen unstillbaren Dranges, in die Ferne zu schweifen. Es ist kein Zufall, daß gerade die nordischsten Stämme des Ariertums am innigsten mit der Seefahrt verwuchsen, und was eine Jahrtausende alte Tradition vermag, zeigt der Umstand, daß noch heute, in der Maschinenwelt, die Norweger die Segelschiffahrt pflegen, und daß die Engländer und Amerikaner nach dem wirtschaftlichen Niederbruch der Segelreedereien der angeborenen Liebe zu Wind und Woge ein neues Betätigungsfeld schufen, indem sie den Jachtsport erfanden. So kehrte das Germanentum, um seine Kräfte zu stählen, in höchst bedeutsamer Weise zur heiligsten Quelle seiner Eigenart zurück, — zum Meer, das in Urzeiten seine Sonderart schuf, indem es kühne Männer zu ewigem Kampf mit den Urgewalten verlockte.



Die germanische Dichtkunst

Was wissen wir von den Vorstufen der Literatur bei den Germanen?

Dichtkunst ist in der Frühzeit eines Volkes die Kunst schlechthin, also die Erhebung des Menschen über das Tägliche mit dem Zwecke ewiger Dauer. Das Übermenschliche als Richtschnur und Gleichnis wird in der Entwicklung des Seelenbildes eines Volkes gleichzeitig mit dem Einsetzen der ersten politischen Gestaltungsversuche geboren, und nicht zufällig heißt diese Zeit der Staatsgründungen und daher auch der Stammesheroen bei allen Völkern die mythische. Ebenso wie sich der Götterglaube bei den arischen Völkern aus dem Ahnenkult dadurch entwickelte, daß zunächst die sagenhaften Stammväter der führenden Sippe des Gaus zu Landschaftsgottheiten wurden, die dann bei Erweiterung des politischen Blicks zu einem Pantheon zusammentraten, erwuchs aus der simplen Familienlegende von großen Taten der Vor-

väter das alle sittlichen Normen enthaltende Heldenideal. Wir müssen uns den Vorgang etwa so vorstellen, daß man zunächst in kleinem und kleinstem Kreise den kultisch verehrten Stammvätern der Sippen die Summe all der Großtaten zuschrieb, die notwendigerweise von irgendwem vollbracht sein mußten, um das politische Gesicht der betreffenden Landschaft zu formen. Für die Menschen der Mittel- und Jungsteinzeit wird es sich hierbei im wesentlichen um kämpferische Überwindung der menschenfeindlich gedachten Riesenmächte gehandelt haben, also um Niederzwingung von Drachen, Meerungeheuern, Berg- und Eisriesen, in denen man die schädlichen Naturgewalten personifiziert sah, und die daher getötet werden mußten, um das Land bewohnbar zu machen. Die liedhaften Erzählungen von diesem Heldentum waren die frühesten Erzeugnisse eigentlicher Dichtkunst.

Spuren dieser frühesten halbmythologischen Formungen haben sich bezeichnenderweise bis in jene Zeit erhalten, in der römische und griechische Schriftsteller die ersten Berichte über das Geistesleben unserer Vorfahren aufzeichneten. Denn wenn Tacitus erzählt, daß die Germanen den erdgeborenen Gott Tuisto und dessen Sohn Mannus in Liedern gefeiert hätten und daß sie sich von letzterem die Stammesheroen der drei südgermanischen Stämme, Ing, Istjo und Irmin entsprossen dachten, so berichtet er vom

damals bereits erreichten Endzustand der oben angedeuteten Entwicklung. Um Zeitwende war also Götterglaube und Ahnenkult bereits schon so vollständig zusammengeschlossen, daß ein vollständiges, mythologisch-genealogisches System die Einzelstämme und damit die Königssippen mit den eigentlichen Göttern verband. Tuisto, der zweigeschlechtliche Tvisk, war zum Sohne des uralten Himmelsgottes Tyr geworden und damit der Stammbaum aller germanischen Menschen an die Götter angeknüpft.

Wir haben diese Zusammenhänge hier so ausführlich zusammengestellt, weil die Kunde von diesen Liedern zu Ehren der uralten Sippenältesten und Stammesgötter nicht nur das älteste, sondern auch das einzige Zeugnis für die Literatur der Germanen v. Zw. darstellt. Höchst bedeutsamerweise erwähnt Tacitus ausdrücklich, daß diese alten Lieder die einzigen Denkmäler der germanischen Überlieferung und Geschichte wären, was besagt, daß die stabreimende Liedform eben die ihnen gemäße Form der gedächtnismäßigen Weitergabe, also auch der Geschichtschreibung im eigentlichen Sinne, war. Wir haben bereits bei Betrachtung des Ahnendienstes die außerordentliche Wichtigkeit der genealogischen Reihen für das germanische Geschichts- und Weltbild betont, denn die sorgfältige Aufbehaltung dieser Geschlechterfolgen war sozusagen die alleinige Richtschnur für den Begriff der Dauer im unausweich-

lichen Gange der Zeit. Wie außerordentlich zäh sich die Vorstellung erhielt, daß in allen, die Übermenschliches vollbrachten, die Kräfte der Götter zufolge der Abstammung von diesen am Werke waren, haben wir bereits bei unsern Betrachtungen über das Heldentum gesehen. Also kann es uns nicht wundernehmen, zu hören, daß die älteste Form der germanischen Dichtkunst sich vorzugsweise mit diesem überhaupt wichtigsten mythischen Stoffe beschäftigt hat.

Andrerseits läßt sich aus den allerdings viel später aufgezeichneten zahlreichen Fragmenten frühgermanischer Dichtkunst mit ausreichender Sicherheit diejenige Vorentwicklung erschließen, die bis in die Zeit der Völkertrennung zurückreichen muß, weil gewisse parallele Anfangsstadien sich auch bei den anderen arischen Völkern, insbesondere bei den Griechen, Italikern und Indoiraniern, vorfinden. Die verschiedenen Gattungen der Dichtkunst, die sich mit deutlich unterschiedenen Formen bereits im 2. Jahrtausend v. Zw. voneinander abgezweigt haben müssen, bildeten alsbald derart typische Stileigenheiten heraus, daß man, bei Berücksichtigung der sprachlichen Voraussetzungen, sehr wohl ihre Vorformen in vorgeschichtlicher Zeit erschließen kann.

Die wichtigste und wohl auch älteste Dichtart der Germanen wird kennzeichnend vertreten durch das sogenannte Merkgedicht. In streng geformten Lang-

versen, deren jeder eine gleiche oder gleichförmig wechselnde Zahl von Hebungen enthielt, die stets in Strophen von meist vier oder sechs Langzeilen zusammengefaßt waren, schritt der schwere, urgermanische Sprachklang rhythmisch gefaßt dahin. Lag doch ein großer Teil seiner Ausdruckskraft in seiner ungemein strengen Linie. Wir müssen uns (nach Heusler) das Tempo der altgermanischen Poesie außerordentlich langsam und feierlich denken, — „pausenreich, wie es unstädtischen Freiluftmenschen ansteht, mit großem Atemaufwand —, die Stärkeabstufung der Silben deutlich und im Eifer noch gesteigert, desgleichen die Dauer der Starktonsilben fühlbar wechselnd". Das Eigene des germanischen Versstils liegt darin, daß er die gewichtigen Silben über die Fläche hinausreißt und, bei Zusammendrängung des Gewichtlosen im Auftakte, nachdrücklich beim Sinnschweren verweilt. Daher ist der germanische Stabreim auch kein lose angehängter Schmuck wie der Silbenreim, weil er den rhythmischen Gang völlig bestimmt und betont. Außerdem vergrößert er die Abstände der starken und schwachen Silben, wodurch erstere geradezu zu Sinnträgern werden.

Diese kennzeichnende Entwicklung kann jedoch erst kurz n. Zw. zu vollem Durchbruch gekommen sein, weil sie das Aufkommen der germanischen Stärke- und Anfangsbetonung voraussetzt. Bekanntlich differenzierten sich die germanischen Einzelsprachen

nach dem Ende der urgermanischen Periode so stark, daß es nicht ohne weiteres möglich ist, das gemeinsame Urbild beim Fehlen jeder schriftlichen Dichtungsurkunde rhythmisch zu erschließen, wenn auch die sprachliche Rekonstruktion durchaus möglich ist. Wir müssen uns daher versagen, weitergehende Schlüsse auf die Dichtung der urgermanischen Zeit zu ziehen.

War das Merkgedicht die älteste Form, so müssen schon in urgermanischer Zeit die anderen, später eine so große Rolle spielenden Dichtungsarten sich von ihm abgezweigt haben. Neben dem in feierlicher Weise sprechend vorgetragenen, nicht aber gesungenen Merkgedicht, das nach und nach in die Formen des eigentlichen Heldenliedes überging und dessen Kennzeichen Langzeilen mit regelmäßig gebauten, wenn auch gesonderten Verspaaren sind, gab es schon in der Urzeit ein zweites Metrum, das eine Langzeile und einen unpaarigen Vollvers enthielt. Es wurde später „Zauberliedweise" genannt und dann von den Skalden zu einer hochentwickelten Kunstform ausgestaltet. Diese Dichtform war es, die wohl von Anfang an sangbar empfunden wurde und daher auch stets eine eigene Melodie, welch letztere „Lied" hieß, hatte.

Wir haben aus frühgeschichtlicher Zeit eine solche Unzahl von Zeugnissen für die verschiedenen Dichtungsarten der Germanen, daß wir nicht gut anneh-

men können, daß diese in der kurzen Zeitspanne seit der eben erwähnten sprachlichen Umbildung entstanden sind. Die wichtigste Rolle spielten die eigentliche Ritualdichtung, deren Reste die Kirche so gründlich als „unanständig" vernichtete, daß nur ein einziges Zeugnis von ihr auf uns gekommen ist. Auch von ritualen Versen bei Opfern gibt es nur widerspruchsvolle Zeugnisse, während die vielfältigen Bruchstücke späterer Zauberlieder, also mantischer Gesänge, immerhin Rückschlüsse auf den Wert des Verlorenen zulassen. Hier war das Lied eine Art Zauber, der Gewalt über die Geister hat, und daher gab es auch demjenigen, der es wußte, eine mächtige soziale Stellung, zumal die Germanen keinen eigentlichen Priesterstand hatten, abgesehen von den berufsmäßigen Wahrsagerinnen. Ein altenglischer Flursegen, der eine Anrufung an die Mutter Erde darstellt, bewahrt uns Reste aus urgermanischer Zeit.

Wie jeder germanische Mann, schon um das runische Losorakel legen zu können, eine gewisse Fertigkeit im stabreimenden Bau der Rede haben mußte, so erstreckte sich die Wirkung der stabenden Verskunst auf alle Lebensgebiete. So gab es stabreimende Rechtsformeln, Rätsel und Merkverse. Anekdotenhafte Priameln leiteten zur eigentlichen Spruchdichtung über, die das im Heldenliede gestaltete Ideal nun auch ethisch unterbaute. Das gestabte Sprich-

wort oder auch einzelne Spruchstrophen waren die Vorstufen der mit feinem Kunstempfinden gestalteten dichterischen Sittenlehre, deren wertvollstes uns erhaltenes Zeugnis, das Havamal, in Einzelheiten weit bis in vorhistorische Zeit zurückreicht.

Stets und immer war das Besondere der germanischen Dichtung, — das, was sie von allen anderen Poesien der Erde grundlegend unterscheidet und ihre eigene Sonderart ausmacht, die enge und festgelegte Beziehung des Stabreims zum runischen Geheimnis. Wir wissen, daß beim Losorakel die erhoffte Schicksalsaussage von dem durch den betreffenden Buchstab bestimmten Ideenverbindungen und Begriffen abhing, und diese strenge Geschlossenheit formelhafter Wendungen erlebte später in der Skaldensprache eine kunstvolle, für den Uneingeweihten fast unverständliche Hochblüte. Wir müssen es uns hier, wo ja nur von vor- und frühgeschichtlicher Zeit die Rede sein soll, versagen, auf die eigentlichen Kunstformen der ausgehenden Völkerwanderungszeit, also auf das aus dem Heldenlied hervorgegangene Preislied und das Erzähllied einzugehen, wenngleich, wie wir aus römischen Berichten wissen, beide in frühgermanischer Zeit schon vorhanden gewesen sein müssen. Die Gesänge, mit denen nach ausdrücklichem Zeugnis Armin gefeiert wurde, werden nicht die ersten ihrer Art gewesen sein. War doch, wie wir bereits sahen, das Lied zugleich auch die unsern Vorfah-

ren artgemäße Form der Geschichtschreibung, und aus diesem Grunde ist es doppelt bedauerlich, daß der Zerstörungseifer mönchischer Bekehrer unser Volk all derjenigen Kostbarkeiten beraubte, die es jahrhunderte- und vielleicht auch sogar jahrtausendelang als wertvollstes Ahnenerbe gehegt und gepflegt hat.

Die bildende Kunst der Germanen

Die Gestaltungs- und Stilgrundsätze unsrer Vorfahren in ihrem Wandel bis zur Berührung mit der klassischen Welt

Wenn von Kunst die Rede ist, richtet sich der Blick des heutigen Europäers gewohnheitsmäßig auf den Orient, sowie von den Zeiten v. Zw. gesprochen wird. Dies ist insofern richtig, als im römischen Imperium die klassische Tradition und Zusammenfassung nicht nur der griechischen Kunstüberlieferung, sondern auch das direkt oder auf dem Umweg über Hellas überkommene gewaltige Kulturerbe gepflegt und weitergegeben wurde, das von Babylon und Ägypten ausgegangen war. Während aber Südeuropa in geradliniger Weiterentwicklung die römische Synthese der Nachwelt erhielt, indem es sie in christliche Formen überführte, wurde das auf diese Weise umgeformte klassische Erbe dem germanisch bestimmten Nordeuropa während des Frühmittelalters mit Gewalt aufgenötigt, — ein Vorgang, der nicht ohne be-

denkliche Schädigungen für die dort erwachsene arteigene und bodenständige Kunst bleiben konnte. Gleichwohl erwies sich in der Folgezeit der Gestaltungswille des Nordens als stärker denn die südliche Tradition, und so kam es, daß zuerst in der karolingischen und ottonischen Renaissance, viel stärker und bedeutsamer aber in der Romantik und Gotik das germanische Stil- und Formungsvermögen sich der klassischen Formen bemächtigte.

Diese Entwicklung müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir die eingangs erwähnte Blickrichtung auf den Orient für grundfalsch erklären. Denn wenn vom kulturellen Erbe Babylons und Ägyptens, ja selbst von der schimmernden Welt des klassischen Hellas außer einigen wenigen Formelementen nichts wirklich lebendig geblieben ist, so müssen wir den wahren schöpferischen Kern des künstlerischen Willens dort suchen, wo alle kulturell gestaltende Kraft unsres Volkes und unsrer Rasse zu Hause ist; im art- und rassegebundenen Weltbild des Nordens. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß ja auch Griechenland und Rom ihre ewigen Kulturwerte in einer Zeit schufen, da ihr Volkstum noch rein nordisch bestimmt war, ja, daß selbst die Völker des vorderen Orients den wesentlichen Anstoß zur Hochblüte ihrer Kultur durch nordische Völker erhielten.

Bei Berücksichtigung dieser Tatsache scheint es auf

den ersten Blick um so verwunderlicher, daß gerade die reinrassigsten arischen Völker, also insbesondere die Germanen, eine bildende Kunst, die sich der klassischen formal vergleichen ließe, niemals besessen haben. Vielmehr ruhte hier, im ungefährdeten Kernland der nordischen Rasse, das Lebensgefühl, dem die Kunst in erster Linie zu dienen bestimmt ist: das immanente Bedürfnis jeder lebenden Generation nach Dauer über den Tod hinaus. In Ländern hingegen, wo das nordische Element in ständigem Kampf um sein Leben lag, wo es, von dauernden Kriegen immer mehr verbraucht, seine Art, ja selbst seine unverfälschte Existenz sich als Selbstbestätigung beweisen wollte, mußte es zwangsläufig auf die Idee verfallen, in Werken ewiger Dauer sein eigenes seelisches Gesicht und seine Wertungen festzulegen.

Aber noch ein anderer, gewichtigerer Grund verbot den Germanen eine künstlerische Entwicklung im Sinne der mittelländischen. Wohl hatten ihre altsteinzeitlichen Vorfahren die Kunst, figürliche Darstellungen als Symbole oder Abbilder zu verfertigen, in hohem Grade gemeistert. Aber von dem Augenblick an, da der Norden eine seiner artbedingten Seelenhaltung gemäße Formensprache entwickelt hatte, — seit er im linearen Ornament eine übergestaltige Welt geschaffen hatte, die die Erscheinungen nicht als solche, sondern als Ideen und Begriffe erfaßte und abbildete, hätte es eine Entmächtigung der Wirklich-

keit bedeutet, wenn man auf realistische Darstellung zurückgegriffen hätte. Die einmal erreichte Symbolfindung war eine Sprache des Geistes, — sie vergegenwärtigte dem Beschauer die Dinge selbst in einer kontrakten, siglenhaften, die Phantasie völlig einbegreifenden Form. Außerdem waren die Gegenstände der nordischen Bildsprache, vornehmlich die Sonnenspirale und die zahlreichen anderen direkt auf den Kult bezüglichen und daher geheiligten Ornamente, schon als solche eine mit bedeutungsschwerem seelischen Gehalt geladene Anrufung der überirdischen Welt, die diese zugleich bannte und dem Menschen hilfreich machte.

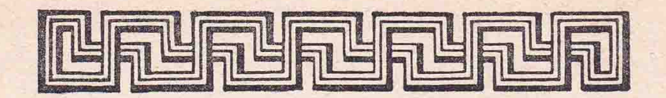
Aus diesen Gründen war die bildende Kunst der Germanen, wo immer sie sich als Schmuck des täglichen Geräts, als Ornament der Architektur oder auch in Einzelfällen als selbständige kultische Plastik zeigte, niemals ein Abbild der Wirklichkeit, sondern stets und immer nur ein Mittler der Phantasie auf dem Wege zum Überirdischen. Die unerhörte Vollendung insbesondere der bronzezeitlichen Ornamentik mit ihrer von keinem anderen Volk erreichten Schönheit der Flächenteilung war für den Germanen durchaus nicht das, was wir in ihr sehen: ein überaus schöner Schmuck, — sondern vielmehr eine der runischen und skaldischen Sprache begrifflich sehr nahestehende, die Welt der Erscheinungen in eine höhere Sphäre hebende Gestaltung, — und

daher ist die germanische Kunst, die später zur Wikingzeit ihre arteigene Symbolsprache noch einmal in einer besonders reichen Nachblüte entfaltete, die auch uns gemäßeste Formwerdung des Geistes unserer Rasse.

Am eindrucksvollsten entfaltete sich die frühgermanische Kunst der vorgeschichtlichen Zeit im Metallornament. Freilich müssen wir bedenken, daß wir aus der Stein- und Bronzezeit außerordentlich wenig Holzgeräte besitzen, so daß wir die reiche Entfaltung der Schnitzkunst, die wir aus Funden der Wikingzeit kennen, nach dem vorläufigen Ausweis des Materials kaum über den Anfang der Eisenzeit zurückverfolgen können. Was die Plastik anbelangt, so ist diese nahezu vollständig der Zerstörungswut der Bekehrer zum Opfer gefallen, und wenn wir auch aus mehrfachen Zeugnissen wissen, daß die Germanen der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Zw. Götterbilder gekannt haben, so sind uns solche doch selbst in Nachbildungen nicht erhalten. Dagegen besitzen wir wahre Meisterwerke der Goldschmiedekunst, die mit besonderer Vorliebe das Tierornament pflegte, und schließlich sind noch die Drachenköpfe am Bug der Kriegsschiffe zu erwähnen, die entsprechend dem oben Gesagten als symbolhafte Plastik gewertet werden müssen.

Sind also die Reste der bildenden Kunst der Germanen als solche den Leistungen der klassischen Welt

nicht ebenbürtig, so sind die ihr zugrunde liegende Gesinnung und der ihr innewohnende Gestaltungswille deshalb für uns von so außerordentlicher Bedeutung, weil sie, von der Romanik ab, die bis dahin für nordische Begriffe zwar formschöne, aber inhaltsleere Kunst mit dem geheimnisvollen Zauber seelischen Ausdrucks erfüllten. Das mystische Innenleben kam, in der Strenge des germanischen Linearornaments erzogen, in der Gotik zum sieghaften Durchbruch und machte seither die Kunst zu dem, was sie uns heute ist: Spiegelung der Wirklichkeit im Ewigen.



Verzeichnis der Bilder

Die Bilder 9, 11–16 und 20 sind Aufnahmen der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle a. S. Bild 10 wurde vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz, Bilder 5 (oben), 6, 18 und 19 wurden vom Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin, zur Verfügung gestellt. Die Bilder 6 (unten), 18 und 19 aus dem Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte sind Aufnahmen von Dr. Hilde Bauer-Degenhart, München, aus dem Deutschen Kunstverlag, Berlin. Die Bilder 1–3, 5 (unten), 7, 8, und 17 stammen von Fotografien des Verlages Vilhelm Trÿde, Kopenhagen, aus dem Nationalmuseum, Kopenhagen. Bild 4 ist dem Buch „Germanische Gotteshäuser" von Hermann Wille (Verlag Koehler & Amelang) entnommen, die Bilder 21/22 dem Werk Brøgger, Falk, Schetelig „Osebergfundet", Kristiania 1917-20. Allen denen, die zur Bildausstattung des vorliegenden Buches beitrugen, sei hierdurch der Dank des Verlages ausgesprochen.

Werke von Heinar Schilling

1923/29 **Das Königslied.** 14 Bände zu je 150 S. Je 15.– RM
Herm. Böhlaus Nachf., Weimar

1931/34 **Germanische Geschichte.** 592 Seiten. 24 Karten. 9.60 RM
Koehler & Amelang, Leipzig

1933 **Weltgeschichte.** 848 S. 70 Kart. 4.80 RM
Weidmannsche Buchhandlung, Berlin

1934 **Germanische Führerköpfe.** 182 S. 2.85 RM
Koehler & Amelang, Leipzig

1934 **Germanische Urgeschichte.** 596 S. 32 Kt.
In Vorbereitung

1934 **Runenkunde.** 77 Seiten. 15 Abb. 2.80 RM
Nordland Verlag, Magdeburg

1935 **Germanische Frauen.** 212 S. 2.85 RM
Koehler & Amelang, Leipzig

1935 **Die Herrscher des Ersten Reiches.** 168 Seiten. 70 Bilder. 3.– RM
Weidmannsche Buchhandlung, Berlin

1935 **Kleine Deutsche Geschichte.** 272 Seiten. 6.40 RM
Verlag Karl Siegismund, Berlin

1935 **Haithabu.** Ein germanisches Troja. 254 Seiten. 45 Bilder, 4 Karten. 4.80 RM
Koehler & Amelang, Leipzig

1936 **Germanisches Leben.** 207 Seiten. 22 Bilder. 2.85 RM
Koehler & Amelang, Leipzig

1936 **Das politische Weltbild.** 197 Seiten. 85 Bilder. 4.80 RM
Nordland Verlag, Magdeburg

